

RICHARD L. CARY VORLESUNG

WEGE ZUR GEMEINSAMKEIT
IN EINER ZEIT DES ZWIELICHTS

David Eversley

Herausgegeben von der Religiösen
Gesellschaft der Freunde (Quäker)

1978

Copyright 1978 Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Pyrmonter Jahresversammlung, Bad Pyrmont

Druck: Weserdruckerei Chr. Oesselmann, Postfach 1108, 3078 Stolzenau 1

Frühere Richard L. Cary-Vorlesungen:

- *1936 Hans Albrecht: "Urchristentum, Quäkertum und wir".
- *1937 Alfons Paquet: "Die Religiöse Gesellschaft der Freunde".
- *1938 Thomas Kelly: "Das Ewige in seiner Gegenwärtigkeit und zeitlichen Führung".
- *1939 Carl Heath: "Das Leben, ein Gebet".
- *1940 Walter und Johanna Rieber: "Lebensbejahung".
- 1947 D. Emil Fuchs: "Die Botschaft der Bibel".
- *1948 Robert Limburg: "Gandhi und wir".
- 1949 Margarete Geyer: "Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel".
- 1950 Otto Frick: "Die Kraftquellen unseres Lebens".
- 1951 Manfred Pollatz: "John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit".
- 1952 Cornelius Kruse: "Rufus M. Jones und sein Werk".
- 1953 Willy Wohlrabe: "Die göttlichen Kreise".
- 1954 E.A. Otto Peetz: "Berufung und Sendung".
- 1955 Wilhelm Mensching: "Was bedeutet uns Paulus?"
- 1956 Henriette Jordan: "Vom Wesen der Begegnung".
- 1957 Lic. Dr. Ruth Elsner von Gronow: "Die Stellung der Bibel in der Gesellschaft der Freunde".
- 1958 Margarethe Lachmund: "Der innere Friede und die notwendige Unruhe".
- 1959 Frederick J. Tritton: "Quäker im Atomzeitalter".
- 1960 D. Emil Fuchs: "Jesus und wir".
- 1961 Horst Brückner: "... auf daß wir leben".
- 1962 Elisabeth Rotten: "Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frieden".
- 1963 Roland L. Warren: "Prophet – Vermittler – Versöhner".
- 1964 Helene Ullmann: "Der Mut zur reinen Tat. Richard Ullmann, sein Leben und sein Werk".
- 1965 Walther Rieber: "Quäkerhaltung in unserer Zeit".
- 1966 Otto Buchinger: "Geistige Vertiefung und religiöse Verwirklichung durch Fasten und meditative Abgeschiedenheit (Retreat)".
- *1967 Margaret S. Gibbins: "Sucht, Findet, Teilt: Jetzt ist die Zeit!"
- 1968 Douglas V. Steere: "Gegenseitige Erleuchtung". Ein Quäker-Standpunkt zur Ökumene.
- 1969 Annemarie Cohen: "Mitmenschliche Verantwortung – Realität des Alltags".
- 1970 Eva Hermann: "... in dem, was ewig ist ..."
- 1971 Ekkehart Stein: "Gott braucht Menschen".
- 1972 Otto Czierski: "Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt".
- 1973 William R. Fraser: "Einige Aufgaben und Möglichkeiten der Erziehung".
- 1974 David Blamires: "Schöpferisches Zuhören".
- 1975 Gerhard Schwersensky: "Gott, Religion und die Konfessionen". – Versuch einer Klärung.
- 1976 Hans Haffenrichter: "Woher die Bilder kommen". Gedanken über Kunst und Meditation.
- 1977 Hans Schuppli: "Konsequenzen einer Quäker-Glaubenshaltung".

Zu bestellen: Quäkerhaus, Bismarckstraße 35, 3280 Bad Pyrmont.

Die mit * bezeichneten Exemplare sind nicht mehr lieferbar.

Vorwort

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und genoß die Ausbildung eines Bergwerksingenieurs. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der "Baltimore Sun". Als Verfasser der Leitartikeln dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder näherzubringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, daß die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, daß der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer in Berlin berufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er zahlreiche Vorträge hielt. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, daß ihn ein Schlaganfall traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis von Richard L. Cary haben seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt ist, in jedem Jahr während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundlage des Quäkertums ergeben.

Inhalt

	Seite
Einführung	5
I. Das nachmessianische Zeitalter	7
II. Die Trennung von Glauben und sozialer Ordnung	10
III. In ein Zeitalter permanenter Krisen	12
IV. Neue Standpunkte	17
V. Eine Welt ohne Heldentum	19
VI. Propheten unserer Zeit	20
VII. Auswege	22
VIII. Wege zum Verstehen	28
IX. Wir müssen bei uns selbst anfangen	35
X. Wege zur Gemeinsamkeit	41
XI. Ein Glaube für jedwede Zeit	43

Wege zur Gemeinsamkeit in einer Zeit des Zwiellichts

Einleitung

Freunde aus England kamen in dunklen Zeiten nach Deutschland: nach dem 1. Weltkrieg, während des wirtschaftlichen Zusammenbruchs der dreißiger Jahre und während der darauffolgenden schlimmsten Tage. Und danach wiederum, als die große Erneuerung nach der Vernichtung begann. Sie waren jedesmal Vorboten einer neuen Hoffnung.

So wünschte ich, ich könnte auch heute mit einer Botschaft des guten Willens und mit guten Nachrichten vor euch treten, um dadurch die Bestrebungen unserer weit verstreuten Familie zu stärken. Aber in den letzten Jahren sind wir in unseren beiden Ländern durch Entwicklungen, die das ganze Gefüge der Gesellschaft, in der wir leben, zu bedrohen scheinen, unsicher geworden. Wir erleben eine Periode schmerzvoller Anpassung an veränderte Umstände. In England wechselt Depression mit kurzlebiger Euphorie; Begeisterung für Konstruktives weicht dem Rückzug in einen Wartezustand. Es ist eine Zeit der Neubewertung, der Bestandsaufnahme, der Überprüfung unseres Lebens im Hinblick auf die Geschehnisse um uns herum. Wir vermuten, daß die sozialen Erscheinungen, die uns ängstigen, mit Veränderungen der wirtschaftlichen Lage verbunden sind. Vor einigen Jahren machten wir den Reichtum, die Anbetung des Materialismus und die Zunahme an ungewohnter freier Zeit verantwortlich für das, was wir nicht schätzten – Ausschweifung und Sucht und den immer geringer werdenden Einfluß der Familie in einer verantwortungslosen Gesellschaft. Nun scheint der Niedergang unseres wirtschaftlichen Wohlstands dieselben Merkmale hervorzubringen, und sogar noch auffallendere, ein Anwachsen von Verbitterung, ein stärkeres Bewußtwerden von wachsender Ungleichheit, ein schnelleres Zerbrechen des sozialen Zusammenhalts.

Wir hören, daß in Ländern, denen es in materieller Hinsicht viel besser geht als England, wie zum Beispiel die Bundesrepublik, die Natur der Krankheit nicht so verschieden ist. Die Pädagogen, Soziologen und Kriminologen der Welt analysieren Ursache und Wirkung. Was haben wir als Christen oder einfach als verantwortungsvolle Menschen in dieser Situation zu sagen? In den folgenden Seiten versuche ich, mit euch mein eigenes Suchen nach einer inneren Anpassung zu teilen.

Was ich zu sagen habe, ist vielleicht nicht besonders tröstlich, und es mag nicht einmal hoffnungsvoll klingen. Der Pilger soll freudigen Herzens durch Nebel und Dunkelheit wandern in dem Bewußtsein, daß er sein fernes Ziel noch erreichen wird. Der Begriff vom gutem Hirten reicht tief bis an die Wurzeln unseres Glaubens. Aber dieses Vertrauen gibt nicht immer Sicherheit, wenn wir in unserer komplizierten Welt der Gegenwart mit Situationen kon-

Bibliographische Hinweise sind im Anhang mit weiteren Erläuterungen der benutzten Literatur verbunden.

frontiert werden, wo Recht und Unrecht, Gutes und Böses sich bestürzend zu einem grauen Nebel der Ungewißheit vermischen. Die Grundprinzipien brauchen nicht in Frage gestellt zu werden, aber es wäre verkehrt, wenn wir dächten, sie könnten uns immer die notwendigen Antworten geben. Man hat uns oft gesagt, daß heute niemand zu der Behauptung Zuflucht nehmen kann, er könne diese Schwierigkeiten nicht verstehen, er sei eigentlich nicht sachkundig, man solle solche Sachen am besten den Experten überlassen, und wir sollten uns auf unser persönliches Leben konzentrieren, sowie auf unsere Beziehungen zu denen, denen wir direkt helfen können, ohne das Risiko der Unsicherheit der unpersönlichen großen Politik auf uns zu nehmen. Solche Forderungen klingen seltsam, weil wir niemals gezögert haben, Militärexperten, Atomphysikern oder Gefängnisdirektoren zu sagen, wo sie im Unrecht waren. Wir haben, glaube ich, die Pflicht zu versuchen, die Kräfte zu verstehen, die das tägliche Leben der Menschen um uns formen: wie sie ihren Lebensunterhalt verdienen oder dabei versagen, wie sie sich in ihre Gemeinschaft einfügen oder nicht, warum sie einige ihrer Mitmenschen lieben und andere hassen.

Wenn wir den Anspruch erheben, daß Politik, Auslandsbeziehungen, juristische Gerechtigkeit und die Gesundheit der Kinder in den Entwicklungsländern angemessene Aufgaben für verantwortungsbewußte Freunde sind, dann ist es schwer zu begreifen, daß so viele von ihnen zögern, die soziale Ordnung zu überprüfen. Die Frage der gerechten Verteilung geht uns alle unmittelbar an und berührt schmerzlich unsere eigene Existenz. Die Schwierigkeit ist heute, daß wir nicht so sicher sein können, recht zu handeln, wie wir einst angesichts von Gewalt waren. Mangelnde Sicherheit ist kein spannendes Thema. Da gibt es keine plötzlichen Geistesblitze, die das Dunkel erhellen. Und doch scheint heute gerade dies von uns gefordert zu sein: uns vorsichtig in ein neues Zeitalter vorzutasten, das weder ein großer Tagesanbruch, noch – das hoffen wir – eine endlose Nacht ist, sondern höchstwahrscheinlich eine unbehagliche und lange Dämmerung.

Die Zeit zwischen Nacht und Tag, "dawn" auf englisch, Morgenrot im Deutschen, bedeutet Hoffnung, Vertrauen, die Gewißheit der warmen Sonne. Der Wechsel vom Tag zur Nacht, "dusk" im Englischen, Dämmerung im Deutschen, wird in Ausdrücken beschrieben, die nichts Drohendes bedeuten: sie bezeichnen das Verblässen des Lichts vor der Dunkelheit, die selbst nur die Vorstufe für einen neuen Sonnenaufgang ist. Nur in der apokalyptischen Bedeutung der Götterdämmerung ist der Einbruch der Dunkelheit etwas Drohendes. Die kommende Zeitperiode, die uns hier beschäftigt, wird im Englischen mit Zwiellicht bezeichnet – ein Ausdruck, der besagt, daß weniger Licht vorhanden ist und daß es von mehreren Quellen stammt und uns deshalb verwirrt, weil unsere Augen besser an eine einzige starke Lichtquelle angepaßt sind. Wenn das vertraute starke Licht ausfällt, suchen wir nach Ersatzquellen, wenn das auch geringere Sicherheit bedeutet.

I. Das nachmessianische Zeitalter

Im Germanischen Museum in Nürnberg gibt es einen Druck (H.B. 9640) mit dem Titel "Die Grossen Ertz Betrieger"[2]. Er zeigt links Jacob Nayler "Der Falsche Messias . . . König der Quacker in 1675 Jahr". Rechts steht "Der Falsche Messias Sabatei – Sevi König der Juden im 1666 Jahr". Naylers Rock ist bestickt mit den Worten "Ehrgeitz – Frey – Geister – Quaker – Bosheit", und Sabatei -Zwi's Rock sagt einfach "Alcoran – Talmud". Darunter liest man die Inschrift:

So siehet NAYLOR aus in seiner rechten Tracht,
Die ihn in Occident zum Quacker König macht,
Und dies ist SABATAI den in den Orient
Die ganze Judenschaft MESSIAS hat genennt.

Jede Geschichte des Quäkertums deutet auf die äußeren Umstände des 17. Jahrhunderts hin, die Enttäuschung über die nachreformatorische Periode, das Elend der langen Kriege und schlimmen Epidemien, die wilde Suche nach einem neuen Glauben und das Auftreten von zahllosen Sekten und Neuinterpretationen der biblischen Lehre. Die Quäkerbewegung wuchs, aber allmählich schwand sie wieder, und auf dem europäischen Kontinent, der Nayler und Sabatai Zwi kannte, stellte sie nur eine winzige Minderheit dar. Von den meisten englischen Zeitgenossen der frühen Quäker – Revolutionäre, wie den "Diggers", den "Levellers", den "Ranters" – blieb keine Spur.

Das Christentum war aus dem Judentum in einer Zeit entstanden, die in mancher Hinsicht dem 17. Jahrhundert ähnlich war. Der Messias war vorausgesagt – der Friedensfürst aus Davids Stamm würde kommen – und Jesus von Nazareth schien einigen seiner Zeitgenossen dieser Beschreibung zu entsprechen.

Jedoch gibt es viele grundlegende Unterschiede zwischen der Zeit Christi und dem späteren pseudomessianischen Zeitalter. Die Blütezeit des römischen Kaiserreichs war politisch bedeutsam, aber was die wirtschaftliche Lage des Volkes betrifft, so war es keine Zeit großer Veränderungen. Eine ziemlich primitive Landwirtschaft in Verbindung mit handwerklichen Produktionsformen war die vertraute Umwelt schon zur Zeit von König Samuel, wie auf dem Höhepunkt der römischen und griechischen Zivilisation. Es gab eine fast unveränderte soziale Struktur: Sklaven formten den Fuß der Pyramide, es gab eine arbeitende Klasse, die nur dem Namen nach frei war oder sich in einem Zustand der Leibeigenschaft befand, und über diesen gab es die oberen Ränge von Handwerksmeistern, Kaufleuten und Landbesitzern. An der Spitze stand eine ganz kleine Schicht von weltlichen und später geistlichen Feudalherren, Königen und Fürsten. Dies ist die soziale Schichtung des Alten und des Neuen Testaments, und sie dauerte bis zum Ende des Mittelalters. Nach den Kommentaren vieler Historiker wußten unsere Vorfäter kaum, was Veränderung bedeutet [3]. Für Hunderte von

Jahren blieben Technologie, Klassenunterschiede und sogar Siedlungsformen die gleichen. Gewiß, es gab dramatische Ereignisse, zum Beispiel in der Zeit der Völkerwanderung. Kaiserreiche brachen zusammen und verschwanden. Aber der Bauer und der Handwerker und seine Knechte bemerkten kaum den Unterschied. Die Gesellschaftsstruktur wurde als Dauerzustand angesehen.

So war ja auch der Messias nicht gekommen, um die soziale Ordnung zu verändern: er war gekommen, um die Menschen auf eine ganz andere Weise zu befreien. Er wollte sie nicht aus Armut und Niedrigkeit erretten, sondern wollte ihre Seelen retten. Die "Irrlehre" des Neuen Testaments von der Bruderschaft aller Menschen, die vor Gott gleich sind, hatte eine klare, wörtliche Bedeutung und ist in diesem Punkt voller Zweideutigkeit. Jeder Interpret machte aus den Gleichnissen, was er wollte. Gewiß blieben jene, die glaubten, daß Christus totale Gleichheit, eine primitive Form des Kommunismus predigte oder jene, die dachten, daß er Armut als Vorbedingung für Heiligkeit vorschrieb, eine kleine Minderheit. Von Zeit zu Zeit sind Sekten entstanden, die glaubten, sie könnten Christentum praktizieren, indem alle alles gemeinsam besäßen [4]. In allen Zeiten verzichteten Männer und Frauen auf weltlichen Reichtum, um sich dem Gebet und der Kontemplation hinzugeben. Doch die große Mehrheit jener, die sich zu einem traditionellen oder reformierten Glauben bekannten, konnte keinen Widerspruch sehen zwischen dem Festhalten an der bestehenden starren Struktur der weltlichen Gesellschaft und dem Bekenntnis eines Glaubens, der bestenfalls Almosen für die Armen, Stiftungen für die Kirche und Beachtung der Riten der Enthaltensamkeit verlangte. Christen konnten auf das Neue Testament mit seinen Empfehlungen zur Sparsamkeit hinweisen, zur Vorsorge, zur sachgerechten Verwaltung von Reichtümern, auf die Anerkennung eines weltlichen Regierungssystems mit dazugehöriger Besteuerung und die unbestrittene Gliederung der Gesellschaft in Reiche und Arme [5]. Daß zudem die meisten Leute Heilige Kriege, Kreuzzüge, Verfolgung von Ungläubigen und Hinrichtung von Ketzern mit ihren heiligen Schriften vereinbar fanden, versteht sich von selbst.

Wenn wir uns nun dem 17. Jahrhundert zuwenden, sind wir in einer anderen Welt. Veränderung begann man als normal anzusehen. Die Sozialordnung konnte in Frage gestellt werden. Zweifellos war in England die Beziehung zwischen religiösem und politischem Umbruch für alle klar zu sehen. Gleichheit, ein Wort, das am Ende des 18. Jahrhunderts eine größere Bedeutung gewann, taucht in der Religion im Zeitalter des frühen Quäkertums zum ersten Mal auf. Ein bekannter Historiker glaubt eine Beziehung zwischen den katholischen Begründern der organisierten Wohltätigkeit am Ende des Mittelalters (St. Vincent de Paul, St. François de Sales) und den Quäkern ausgewiesen zu haben [6]. Aber George Fox behielt seinen Hut auf, und Quäker bestanden auf dem Gebrauch der 2. Person Einzahl als allgemeine Form der Anrede. Hierin standen sie in ihrer Frühzeit nicht allein, aber die

äußere Form blieb zumindest ein Stempel ihres Glaubens, sogar als andere nonkonformistische Gruppen demütig zur Annahme einer sozialen und ökonomischen Hierarchie zurückkehrten. Vom 17. Jahrhundert an ist das Anwachsen christlicher Richtungen von der industriellen und kommerziellen Revolution begleitet. Im Laufe von 200 Jahren war die Macht der Aristokratie, der königlichen Häuser, der bischöflichen Führerschaft der Kirchen bereits stark zurückgegangen, und stattdessen wuchs die neue Bourgeoisie. Die marktorientierten Bauern, die Fabrikanten, die großen Landbesitzer und die Außenhandelsleute, die Bankiers und allmählich die Wissenschaftler wurden die herrschenden Klassen. Die Geschichte ist bekannt. Wir haben gelernt, die Ideen von Max Weber und R.H. Tawney anzunehmen, daß der Calvinismus und andere Formen der protestantischen Ethik dem Kapitalismus förderlich waren [7]. Insoweit der Nonkonformismus diese Veränderungen überhaupt wahrnahm, tat er es auf eine Weise, die wir zum Beispiel für typisch für den Methodismus Wesleys und seiner Anhänger ansehen: den Armen demütige Ergebung in ihr Los zu predigen mit dem Versprechen, daß der Glaube ihnen in der nächsten Welt, wenn nicht in dieser, die fällige Belohnung bringen würde. So gingen die Arbeiter gehorsam nach hinten in die Kirche und später in den Sonntagsschulen und hörten ihre Arbeitgeber das Evangelium der Pünktlichkeit und des Fleißes, des Gehorsams und der Sauberkeit predigen [8].

Auch den Juden gelang es, in dieser neuen Welt reich zu werden, trotz zeitweiser Verfolgungen, und trotzdem sie noch lange im Ghetto lebten. Es gab auch arme und verfolgte Quäker. In "Meetings for Sufferings" hörte man von ihnen, und es gab Wohltätigkeitsvereine, die die Bedürftigen ernährten, kleideten und erzogen. Einzelne Quäker dachten über die soziale Ordnung tiefer nach, und wir sind stolz auf John Woolman, John Howard und die prophetischen Befürworter von Reform, sogar von Umsturz, die die Quäker von Zeit zu Zeit hervorbrachten, obwohl die meisten während ihres Lebens wenig Echo bei uns fanden und einige die Verbindung ganz verloren. Die Juden, nachdem sie emanzipiert waren, brachten auch ihre Sozialreformer, ihre Propheten und Revolutionäre hervor, aber sehr wenige blieben in ihrer Religionsgemeinschaft, und die meisten wurden Atheisten. Das Judentum hatte zu Karl Marx oder Leo Trotzky nichts zu sagen.

Der erste Charles Lloyd von Dolobran in Wales, ein wohlhabender Mann, wurde wegen seines Quäkerglaubens verfolgt und schmachtete neun Jahre im Gefängnis von Welshpool. Sein Sohn wurde der höchste Justizbeamte seiner Grafschaft, und binnen einer Generation gehörten sie zu den reichsten Eisenhüttenbesitzern im Land und gründeten eines der größten Bankhäuser Englands [9]. Meyer Amschel Rothschild lebte im Frankfurter Ghetto, allen Benachteiligungen seiner Rasse ausgesetzt. Seine Söhne und Enkel beherrschten das europäische Bankwesen, wurden geadelt und setzten Politiker wie Marionetten in Bewegung. Dies ist vielleicht allzu bekannt, aber diese Menschen repräsentieren ihre Glaubensgenossen besser als die Propheten. Vom

Frankfurter Ghetto kam die Mehrzahl der führenden Bankiersfamilien Europas und Nordamerikas. Die Quäker hatten im Verhältnis zu ihrer Zahl sogar noch einen größeren Anteil an diesem Geschäftszweig. Werner Sombart hat die spätere Geschichte der Juden kritisch und systematisch beschrieben[10]. Arthur Raistrick und Paul Emden haben die Chronik der Quäker in Wissenschaft, Handel und Industrie zusammengestellt[11], aber niemand hat ihnen bisher vorgeworfen, eine Religion entwickelt zu haben, durch die Menschen einen Nimbus von Heiligkeit erlangen konnten, ohne den Erfolg ihrer Unternehmungen in der Welt irgendwie zu beeinträchtigen [12].

II. Die Trennung zwischen Glauben und sozialer Ordnung

Wenn wir daher einen lebendigen Glauben für unsere Zeit suchen, dann überrascht es nicht, daß wir es so schwierig finden, Inspiration aus dem Neuen Testament oder der gesamten Quäkerliteratur zu finden. Grob ausgedrückt: Die Nachfolger Jesu faßten nicht die Möglichkeit einer Veränderung ins Auge, und auch die Nachfolger von George Fox fanden es möglich, auf der richtigen Seite der veränderten Zeit zu sein. Als die Einkommen in einem Lande in einem Maße wie in England so sehr stiegen und später dann in anderen industrialisierten Ländern, war es leicht, die Pflichten gegenüber Nachbarn und Brüdern zu definieren: gib von deinem Überfluß. Und als der Überfluß jedes Jahr wuchs, konnten wir mehr und mehr von unserem Einkommen für Arme, Kranke und Menschen aus anderen Ländern abgeben. Die Industriegesellschaft war fähig, sich ohne Nachteile für den Lebensstandard von Sklaverei zu befreien. Sogar John Woolman befürwortete die Abschaffung der Sklaverei erst, als die Rentabilität dieser Einrichtung schon bezweifelt wurde[13]. Die meisten Länder haben heutzutage ein System von Renten und anderen Vergünstigungen eingeführt, das von den zunehmend höheren Steuern bezahlt wird, während das Realeinkommen des Mittelstandes stetig steigt. Mit anderen Worten, die Gebote des christlichen und jüdischen Gewissens konnten erfüllt werden, ohne den Aufstieg zu einem noch angenehmeren Leben zu behindern.

Heute sind wir vielleicht nicht mehr so reich wie die Lloyds oder Cadbury's in ihrer Blütezeit, und die meisten Juden sind nicht mehr so märchenhaft reich wie die Frankfurter, Londoner und New Yorker Bankiers von 1900. Und ebenso können wir behaupten, daß zuerst die Wohltätigkeit, dann die öffentliche Hand, die nach Gesetzen handelte, welche der Mittelstand selbst freiwillig förderte, das Los der Armen erleichtert haben.

Es ist bekanntlich schwierig, eine klare biblische Quelle für ein Leben der Selbstverleugnung zu finden, das allen Reichtum mit anderen teilt, das Klassenunterschiede aufhebt oder sogar das ewige Leben nur als Gegenleistung für das Verzichten auf alle Freuden in dieser Welt verspricht. Nehmen wir allein das Evangelium nach Lukas, so scheint es einerseits Belege zu enthalten für:

kluges Geschäftsgebaren (5.36; 6.43; 12.16; 16.1),
das Vertreten eigener Interessen (6.1; 6.48; 11.21; 12.39; 12.59;
14.6; 15.4; 16.9),

die Bereicherung des Arbeitgebers (16.2; 19.12),
das Bewußtsein seines Standes im Leben (12.41 - 48; 17.8),
gerechte Belohnung (10.7),

und andererseits für:

die Aufgabe von weltlichen Schätzen (6.24; 9.1; 9.23; 18.22),
das Beiseiteschieben aller Geschäftssorgen (16.13),
das Nichtsorgen für den anderen Tag (12.6; 12.23),
das Nichtbeachten der Unterschiede zwischen Menschen (7.37;
10.29; 22.24),

selbstloses Schenken (6.34; 11.42; 14.12; 14.21),
Verachtung luxuriösen Lebens (7.25; 16.19),
die Preisgabe der Familie (9.59; 14.26).

Natürlich sind alle diese Stellen Gleichnisse, die das Geistige betreffen, aber wir müssen zugeben, daß Jesus seine Jünger belehrte, indem er sich auf bekannte Erfahrungen ihres Alltags bezog. Und so entsteht ein Bild, von dem wir nur den Schluß ziehen können, daß wir die Autorität der Bibel für die Aufrechterhaltung der alten sozialen und wirtschaftlichen Ordnung haben, und ebenso für die Erkenntnis, daß Barmherzigkeit, Askese, die Flucht vor weltlicher Verantwortung Wege zur Jüngerschaft und Erlösung darstellen. Aber während Jesus die Barmherzigen und Weltflüchtigen lobte, befahl er uns nicht, Geschäftsarbeit, Erwerb des Lebensunterhalts und Freude am Besitz aufzugeben oder Arbeitgebern nicht nach bestem Vermögen zu dienen. Unsere Vorväter abzulehnen, weil sie reich waren, hieße, daß wir einige der Menschen, die wir als leuchtende Beispiele unserer Quäkergeschichte ansehen, nicht anerkennen. Wir stellen die Geschichte von dem reichen und mächtigen Josef von Arimathia, der für Jesu Leichnam sorgte, ebenso wenig in Frage, wie wir uns Gedanken darüber machen, wie es dazu kam, daß William Penn einer englischen Kolonie in Nordamerika, die seinen Namen trug, humane Gesetze geben konnte.

Wir haben uns einen Glauben zurechtgemacht, der individuelle Freiheit über öde Gleichmacherei stellt. Wir nehmen lieber keine Notiz von dem unbequemen Teil der messianischen Botschaft, ob sie aus der Zeit der Propheten zu uns kam oder von unseren eigenen Gründern ausgeht. Können wir nicht auf unsere guten Leistungen für die Beziehungen mit völkischen und anderen Minoritäten hinweisen? Sind wir nicht für die Ansprüche der Entwicklungsländer eingetreten? Haben wir uns nicht für politische Freiheit und für die Befreiung der Gewissensgefangenen eingesetzt? Sind wir nicht vor allem unserem Zeugnis gegen Krieg und Gewalt treu geblieben? Haben nicht Freunde im Gefängnis gelitten, weil sie sich weigerten, Waffen zu tragen? Haben nicht Quäker laut und deutlich gegen den Faschismus gesprochen? Stehen nicht unsere Mitglieder in der vordersten Reihe vieler Bewegungen für die

humane Behandlung von Straffälligen, von Geisteskranken, von sozialen Außenseitern? Haben wir andererseits nicht immer wieder bewiesen, daß seelisches Wachsen möglich ist ohne zuviel "Tätigkeit aus der menschlichen Natur", wie unsere Vorväter das nannten? Besteht nicht ein wesentlicher Teil unserer Botschaft darin, daß das Wichtigste unserer Liebe dies ist: Liebe zu Gott, zu unseren Nächsten, sogar zu unseren Feinden, und daß die äußerlich sichtbaren Anzeichen dieser Liebe fast zweitrangiger Bedeutung sind und bestimmt keine Mußvorschriften unseres "Book of Discipline".

Die Quäker in England haben seit dem 1. Weltkrieg mit Problemen der Sozialordnung gekämpft, die zuerst kodifiziert, dann modifiziert wurden[14]. All dies lebte in Zeiten akuter wirtschaftlicher Krise wieder auf, wurde dann schnell wieder vergessen, als nach dem zweiten Krieg rasches Wachstum zu höherem Wohlstand und geringer Arbeitslosigkeit und steigende öffentliche Ausgaben zum Wohlfahrtsstaat führten. Die Wohltätigkeit des Einzelnen wurde weniger bedeutsam, nachdem der Staat 30 - 50 % unseres Einkommens für Zwecke nimmt, die wir billigen, wobei unsere eigene Verantwortlichkeit anscheinend vermindert wird.

Im Grunde genommen sind wir mit einem sehr praktischen Christentum aufgewachsen. Wir können den Bedürftigen helfen, ohne unseren Lebensstil zu sehr zu verändern. Wir können es warm haben, genug zu essen haben, ein Leben führen, das ziemlich frei von Schmerzen ist und ein hohes Alter erreichen, ohne das Gefühl zu haben, einen anderen seiner Lebensbedürfnisse zu berauben. Wir können uns sogar Kunst und Literatur, wissenschaftlicher Forschung und Auslandsreisen widmen ohne den Gedanken, daß wir leichtsinnig unser Gehalt verschwenden oder im Luxus leben. Wir können privat und gemeinsam große Mengen Energie verbrauchen, während wir gegen einen Versuch protestieren, was wir verbraucht haben durch die Anwendung umweltzerstörender Einrichtungen wie Kernkraftwerke zu ersetzen. Wir können Autos besitzen und auf Wunsch mit ihnen überall hinfahren, während wir die Landschaft und die Städte vor dem Bau von Autobahnen bewahren wollen.

III. In das Zeitalter permanenter Krisen

Und nun, nicht ganz plötzlich, aber sehr stark drängt sich eine andere Situation in den Vordergrund unseres Bewußtseins. Seit nun einem Jahrzehnt sind wir gewarnt worden, daß die Zeit des unbegrenzten Wachstums vielleicht vorüber ist. Ohne uns den Reihem der extremen Verfechter des Gedankens eines drohenden Jüngsten Gerichtes anzuschließen, haben wir gelernt, uns damit abzufinden, daß die Bodenschätze der Welt beschränkt sind: daß Rohstoffe, Energie und Nahrungsmittel nicht unbegrenzt verfügbar sind. Zuerst gaben wir dem Bevölkerungswachstum die Schuld und beruhigten unser Gewissen damit, daß wir "den anderen" Geburteneinschränkung empfahlen. Jetzt, da die Wachstumsrate der Weltbevölkerung verlangsamt ist und einige

hochentwickelte Industrieländer sogar angefangen haben, Bevölkerung durch den Rückgang der Geburten zu verlieren, müssen wir vielleicht über diese erste Reaktion hinausgehen. Wer für Wachstum war, wurde als Materialist gebrandmarkt, wer der hohen Technik den Rücken drehte, befreite damit sein Leben für das Wachstum des Geistes. Widerstand gegen den Konsumterror, Furcht vor multinationalen Riesenkonzernen und vor den unbekanntem Risiken der chemischen, physikalischen und biologischen Techniken und eine Wiederentdeckung unserer Verbundenheit mit den Wertmaßstäben der Vergangenheit, wie sie in unseren Vorstellungen lebte, waren verbunden mit einer ziemlich unklaren Philosophie, die eine Rückkehr in ein früheres Zeitalter anstrebte. Was wir so schnell rational erklärten, war etwas, was in der Welt schon ohne unsere aktive Hilfe geschah. Die fälschlich sogenannte "Energiekrise", tatsächlich nur ein sehr dramatischer Preisanstieg einer Ware, welche die Welt weiterhin produziert und in steigenden Mengen ausfindig macht, führt eine Rückkehr zu langsameren Wachstumsraten ein. Einige Länder werden in hohem Maße reicher, und nicht nur die Ölproduzenten, andere, wie die Bundesrepublik erleiden eine Verringerung ihres wirtschaftlichen Aufstiegs, einige andere, wie Kanada und Großbritannien, befinden sich bereits in einem rückläufigen Zustand.

Niemand kann sagen, wie lange dies dauern wird. Gewiß ist nur, daß die Euphorie der sechziger und siebziger Jahre vorüber zu sein scheint. Ob diese oder jene Prognose schließlich richtig ist, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß ein wichtiger Wechsel der Einstellungen stattgefunden hat, der auch einen Einfluß auf unser Innenleben ausübt. Die versprochenen Vorteile von geringerem Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstum scheinen nicht verwirklicht worden zu sein. Man sagte uns erst vor 10 Jahren, daß wir alle bei einer kleineren Bevölkerungszahl mehr Bewegungsraum hätten, daß die Knappheit an Wohnungen verschwinden würde, daß jedes Land leichter die noch bestehenden Sozialprobleme lösen könnte[16]. Es wurde sogar gesagt, in mangelhafter Analogie zur Tierwelt, daß übermäßiges Wachstum und Überfüllung zu Wettbewerb und damit zu Gewalttätigkeit und sogar Krieg geführt hätten, und daß die Herabsetzung des Wachstums uns in eine friedlichere Welt führen würde.

Unsere Erfahrungen haben diese Hoffnung bisher nicht erfüllt. Wir hören nun mehr von steigender Arbeitslosigkeit, von einer alternden Bevölkerung mit einer steigenden Zahl von Rentnern. Ganz gewiß ist in England das langsamere Wachstum von einer Verschlimmerung des Wohnungsproblems und dem erneuten Auftreten von Urformen der Armut begleitet. Es ist ein Klima geschaffen, in dem die Industrie nicht mehr so viel investieren will und so das ursprüngliche Problem noch vergrößert.

Jedoch ist der wirtschaftliche Ausblick nicht so sehr unser Anliegen, wie die Lage der einzelnen Menschen in einer Epoche des Stillstandes oder des Rückganges. Es scheint jetzt klar zu sein, daß der Wettkampf um die guten Dinge im Leben, einschließlich der Arbeitsmöglichkeiten, heftiger geworden ist. Die-

jenigen,, die Arbeit haben, verteidigen sie, so gut sie können. Jene, die glauben, sie seien unentbehrlich, können auf Kosten der anderen ein höheres Realeinkommen von der Gesellschaft fordern. Die erfolgreichen Verteidiger dieses Verlangens sind nicht nur die gewerkschaftlich straff organisierten Arbeiter, sondern auch die höheren Berufsstände. Infolgedessen entstehen neue unterprivilegierte Klassen. Sie haben ihrerseits ihre Fürsprecher und der Wortkrieg schlägt möglicherweise in physische Gewalt um. Wir brauchen zwar nicht alles zu glauben, was wir lesen. Jedoch kann kein Zweifel daran bestehen, daß wir großen Gefahren entgegengehen. Auch wenn einige Länder entweder weil sie Besitzer von knappen oder absichtlich knapp gehaltenen Rohstoffen oder weil sie erfolgreiche Hersteller von Gebrauchsgegenständen sind, sehr viel reicher werden, werden andere Länder relativ oder absolut ärmer. Neid und Bitterkeit nehmen zu. Im Rückblick sehen wir eine Welt, in der es verhältnismäßig leicht war, barmherzig und uneigennützig zu sein und sich von der Berufsarbeit für geistige Arbeit zu befreien ohne Zweifel daran, daß die bestehende Gesellschaft im Einklang mit dem religiösen Glauben sei.

Diese Welt wurde gewiß kritisiert und in Frage gestellt. Aber ihre Kritiker und die Propheten ihres drohenden Untergangs waren gewöhnlich nicht religiöse Menschen, sondern Agnostiker, wissenschaftliche Humanisten und Atheisten. Von Marx bis Mao und von Oswald Spengler bis Jay Forrester waren die revolutionären Optimisten wie die Propheten des Untergangs nicht durch die Ansicht motiviert, daß der kapitalistische Materialismus unvereinbar sei mit der Lehre Christi[17]. Einige glaubten, eine Revolution folge dem totalen Zusammenbruch unweigerlich, andere dachten, daß die Nemesis allmählich kommen würde.

Entgegen all diesen Warnungen glaubten optimistische Denker jedoch, grundsätzlich Anhänger der positivistischen Schule, daß die Lage zu verbessern sei. Eine neue Form des demokratischen und nichtrevolutionären Sozialismus trat auf, in England von den Fabiern geführt, welche die Idee einer technisch korrekten Sozialplanung vertraten, d.h. die Veränderung des menschlichen Zustandes durch wissenschaftliche Forschung und geeignete Gesetzgebung. Es ist wiederum nicht überraschend, daß gläubige Christen, die ein politisches Bewußtsein hatten, sich der letzteren Gruppe anschlossen: der Versuch schien die Hoffnung zu bieten, daß schließlich wenigstens die annehmbaren Teile des bestehenden Systems gerettet werden könnten.

Zum großen Teil ließen diese grundlegenden Änderungen im politischen Denken die Kirchen unberührt, wengleich wir persönlich an ihnen teilgenommen haben. Wenn die kritischen Debatten über das Funktionieren des Industriestaates rein akademische Übungen gewesen wären oder auf äußere materielle Interessen begrenzt gewesen wären, könnten wir eine solche Distanz verteidigen. So ist es aber nicht. Die weltlichen Kritiker und Propheten kümmern sich ebenso sehr um die Beziehungen zwischen Menschen und Gruppen, wie wir dies für uns beanspruchen. Wenn wir die Bedeutung unseres Glaubens für

die wirtschaftliche und soziale Veränderung nicht einsehen, muß das daher kommen, daß wir nicht die Verbindung zwischen Wort und Welt hergestellt haben und nicht, weil das Wort für die Welt belanglos sei. Wenn wir die Geschehnisse um uns herum nicht wahrnehmen, müssen wir blind sein, oder wir haben uns einen strategisch guten Platz ausgesucht, so daß unsere Augen nur auf das blicken, was schön und positiv ist, und wir Elend und Leiden nicht beachten. Wir würden dies nicht absichtlich tun. Wir würden nicht wissentlich für unsere Aufgaben nur das wählen, was über unseren unmittelbaren Macht- und Einflußbereich hinausgeht. Aber es erfordert eine besonders starke Willensanstrengung, so unmittelbar an den Vorgängen unserer heutigen Zeit beteiligt zu sein, wie die Christen es einst waren in den Zeiten, wo Hader und Armut unmittelbarer erkenntlich waren. Daß der Mensch seinen Schöpfer verflucht, wenn sein Glück ihn verläßt, ist nicht neu: Hiobs Geschichte ist bis ins einzelne erzählt. Aber wir brauchen keine Theologen, die uns daran erinnern, daß Gott im Tode Jesu gegenwärtig war, wie Er auch da war in den Schützengräben des 1. Weltkriegs und in Hiroshima; kein Jude würde die Realität seiner Existenz in den Gaskammern von Auschwitz leugnen. Die Gefahr besteht nicht darin, daß Gott aufhört zu existieren, weil wir seine Wege nicht begreifen. Die wirkliche Gefahr besteht darin, daß wir uns Seinen Blicken entziehen, daß wir weiterhin an Sein Wort glauben, aber denken, daß dieses Wort auf unser Handeln nicht anwendbar ist, oder zumindestens, daß wir durch Untätigkeit es vermeiden können, gegen Sein Wort zu verstoßen. Es ist jedoch viel schwieriger, auch für jene, die einen festen Glauben haben, konsequent zu handeln angesichts von etwas, das beim ersten Hinsehen nicht mehr ist als eine Art von schleichender Lähmung oder schlimmstenfalls eine Reihe von relativ kleinen Ungerechtigkeiten und persönlichem Unglück – wie mit Mut und Entschlossenheit zu handeln, wenn man einer großen Katastrophe gegenüber steht. Wir erziehen unsere Kinder zu Standhaftigkeit angesichts von Verfolgung. Wir verehren die Märtyrer. Jene, die dem Tod ins Angesicht sahen oder durch Mörder starben, ohne ihr Schicksal zu ahnen, werden mit einem Heiligenschein ausgezeichnet und ihren Aussagen wird besonderes Gewicht beigelegt. Manchmal wünschen wir vielleicht insgeheim, wir würden in solch eine unentrinnbare Lage gebracht: wir nehmen an, daß wir unseren Glauben nicht verleugnen, unsere Freunde nicht betrügen, nicht den Forderungen von Verbrechern nachgeben würden. Vor solche einfache Wahl werden wir gewöhnlich nicht gestellt, und kleinere Übel, die durch weniger heroisches Reagieren abgewehrt werden könnten, können unserer Aufmerksamkeit ganz entgehen.

In seiner Swarthmore Lecture, Tolerance and the Intolerable[18], bietet uns Richard Ullmann Texte an zu der Behauptung, daß es auf jede Bedrohung eine Antwort gibt, die nicht Gewalt, sondern Liebe ausdrückt. Den unerschütterlichen Glauben, bei aller Kenntnis des Naziregimes, daß es keine Situation gäbe, die nicht noch im Bereich der liebevollen Vernunft läge, so daß nur die Sprache der Gewalt übrigbleiben würde. Dieses Thema braucht

nicht wieder aufgegriffen zu werden, obgleich wir recht daran täten, uns an seine Worte zu erinnern, da wir in einer Gesellschaft leben, wo der Staat gegen angenommene Bedrohungen mit, wie uns vorkommen mag, übertriebener Gewalt reagiert. Indem wir auf die heimtückischen Übel der Teilnahmslosigkeit aufmerksam machen angesichts der weniger auffallenden Anzeichen wachsender Bitterkeit in unserer Welt, leugnen wir nicht die Bedeutung von Süd - Afrika oder Nord - Irland. Wir suchen einfach einen anderen Weg zu dem Problem. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die Hauptzeichen der heutigen Krankheit eine Folge desselben grundlegenden schlechten Funktionierens sind wie die kleineren Mißhelligkeiten, von denen wir hier sprechen. Dieses zugeben heißt nicht einzugehen auf die Forderung der Systematiker, daß wir soziale Probleme nur im theoretischen Rahmen behandeln sollten, weil alles andere Zeitverschwendung sei. Man lernt mit der Zeit, auf der Hut zu sein gegenüber jenen, die jeder Forderung nach aktivem Engagement an der Pathologie unserer sozialen Ordnung entgegentreten mit der Forderung, die Zeit nicht mit Kleinigkeiten zu verschwenden — die Krankheit des Staatskörpers gehe so tief, daß, wenn ein paar klare Fälle von jetzt eiternden Wunden geheilt werden, damit nur der Verantwortung für wesentlichere Übel entgangen wird.

Wir müssen uns bewußt sein, wie leicht die Notwendigkeit, unsere täglichen Aufgaben zu ordnen, durch verführerische Alternativen abgelenkt wird, sei es die Forderung nach grundlegender Neubewertung oder die Reaktion auf vorübergehende Phänomene.

Jene, die in Sorge wegen drohender Vorzeichen zu uns kommen, tun das aus aufrichtigen Motiven. Wir müssen ihnen sorgfältig zuhören und sie unterstützen, wenn wir können. Aber es muß uns klar sein, daß die Summe einzelner Erkenntnisse nicht unbedingt eine treue Spiegelung des Weltzustandes ist. Es könnte möglich sein, die Jahresaufgabe des "Friend", sagen wir in fünfzig Jahren zu lesen und zu sehen, daß unser immer wachsendes Quäkertum wichtige Fragen als erstes brachte. So viele Berichte und Briefe beschäftigten sich mit der Frage, ob in Cumbria eine Wiederaufbereitungsanlage für Plutonium gebaut, wie ihre Komitees neu organisiert und ob die Empfehlungen einer Kommission für Viehzucht befolgt werden sollten. Vielleicht sind wir wirklich dabei, uns selbst zu vernichten, nicht durch Bombardieren von Städten mit Kernwaffen, sondern durch Lagerung gefährlicher Substanzen da, wo böse Menschen sie stehlen können. Wenn wir den Leiden der Tiere gegenüber gleichgültig werden, werden wir vielleicht mit der Zeit uns auch gegen menschliches Leiden verhärten.

Man könnte auch an die nicht unwichtige Tatsache denken, daß jetzt wieder eine sehr große Zahl unserer Mitbürger unter schwierigen Umständen leben: es gibt mehr Arbeitslose; eine wachsende Zahl von alten Leuten leiden an Unterkühlung, weil die Heizungskosten (besonders die elektrischen) ihre Mittel überstiegen haben; Familien mit mehreren Kindern finden die Kosten für hinreichende Ernährung unerschwinglich, teils deshalb, weil die internatio-

nenal Abmachungen zunehmend darauf abgestimmt sind, die Einkommen der Bauern zu schützen, obendrein der westeuropäischen Bauern, anstatt auch die Interessen der Verbraucher oder Nahrungsmittelhersteller der Entwicklungsländer zu berücksichtigen. Jedoch bei diesen wichtigen Themen schweigen wir zu oft. Wir regen uns viel mehr bei Debatten über die "Halbwertszeit" von Uranium - Isotopen auf (etwas, was wir wahrscheinlich nicht richtig verstehen), als über die Statistiken von zurückgehendem Realeinkommen von Großstadtfamilien; etwas, was wir alle verstehen könnten, wenn wir wollten.

So gehen wir hinein in unser Zeitalter der Stagnation und des Niedergangs, innerlich schlecht vorbereitet für das, was vor uns liegen mag. Jedes wiederholte Lesen der Evangelien und der frühen Schriften des Quäkertums sollte uns daran erinnern, daß die Aufrufe von Jesus und der "First Publishers of Truth" an Menschen gerichtet waren, die selbst litten. Sie sollten lernen, in einem Geiste zu leben, der ihre eigene Existenz und diejenige ihrer unmittelbaren Mitmenschen beeinflusste. Das Evangelium war für diesen Tag und für jeden Tag: für das Hier und Heute; ebenso für das ewige Leben, für alle Zeiten und alle Orte. Daher ist schwer einzusehen, wie wir es fertiggebracht haben, zu einer Religionsform zu kommen, die fast vorzuziehen scheint, ihre praktischen Verpflichtungen in einem Rahmen zu finden, der unser unmittelbares Leben kaum betrifft. Vielleicht begann diese Entwicklung mit dem Gefühl der Verantwortung für ferne Sklaverei und später im Missionszeitalter mit der wachsenden Kenntnis von der Unwissenheit und schlechten Gesundheit der Heiden in den dunklen Erdteilen. Im heutigen England organisieren die Freunde mit großer Begeisterung Kaffeemorgen und Wohltätigkeitsbasare, um dem Friends Service Council bei seiner Arbeit in hungernden und von Wirbelstürmen betroffenen Ländern zu helfen. Es ist alles ganz nett und sehr angenehm und fordert scheinbar kein großes Opfer von den Teilnehmern oder eine Überprüfung ihres eigenen Lebens.

IV. Neue Standpunkte

Das Hauptproblem in einer sich ändernden Welt ist, daß unser persönlicher Glaube immer wieder neuen Prüfungen ausgesetzt wird. Im Gegensatz zu plötzlich auftretenden Katastrophen sind diese Prüfungen ein Dauerzustand, so daß wir nicht hoffen können, durch die Schnellebigkeit unserer Zeit von der Verantwortung befreit zu werden. Das Problem ist allgegenwärtig, und wir können uns ihm nicht entziehen, indem wir vorgeben, es läge außerhalb unserer Aufgaben. Es ist schwer verständlich, doch nicht so abseitig, daß es uns nicht gelingen könnte, es in den Griff zu bekommen. Es sind umfassende Probleme, die sowohl einzelne Personen als auch ganze Gruppen unserer unmittelbaren Nachbarschaft betreffen. Wir dürfen deshalb nicht sagen, überfordert zu sein bei ihrer Lösung mitzuhelfen, weil wir nur eine kleine Anzahl Freunde sind. Wir brauchen dafür keine großen Geldmittel, so daß wir auch nicht behaupten können, zu arm dafür zu sein.

Es geht um unsere Beziehung zu anderen Menschen. Es geht nicht darum, was wir geben oder sagen oder was andere in dieser Richtung tun. Der alte Weg unserer Vorfahren, "ein Beispiel zu geben", genügt nicht mehr. Wir müssen lernen, das Leid der Menschheit mitzutragen. Nicht auf plötzliche, dramatische oder aufopfernde Gesten kommt es an, die aus dem Betroffensein des Augenblicks erwachsen, sondern auf eine langsam reifende Änderung unserer Haltung und unserer lieb gewordenen Gewohnheiten. Das darf nicht märtyrerhaft, panikartig oder überschwenglich geschehen, sondern als Voranschreiten in der Gewißheit, daß am Ende eines langen dunklen Tunnels wieder Licht ist.

Das Wichtigste ist unser Glaube, unsere Beziehung zu Gott. Dies ist der Beweis unseres Vertrauens unter Umständen, wie sie im hergebrachten Katalog christlicher Lebensführung nicht vorkamen. Aus der Geschichte kennen wir genug Beispiele für Gottes Hilfe am Rand eines Abgrundes. Eine weit schwerere Belastung ist es, in Verwahrlosung, Elend, Zerrüttung und Verfall oder in eintöniger Umgebung zu leben und dennoch an Gott zu glauben. Wenn Gott der Vater der Menschheit ist, kann er auch uns dazu bestimmen, in einer wenig heldenhaften Rolle zu leben, infolge von Enttäuschung, Zurücksetzung, Eifersucht und Neid nicht in der Lage zu sein, den geliebten Angehörigen den Lebensstandard aufrechtzuerhalten und bisherige Freuden und Tätigkeiten aufzugeben. Wenn unsere Behauptung richtig ist, daß die reiche Welt von ihrem Überfluß zu opfern hat, dann ist es nicht unsere Aufgabe, sie zu trösten, wenn ihr das schwer fällt. Wir müssen versuchen vorzusehen, was von uns erwartet und gefordert wird. Wir dürfen nicht warten, bis eine Zwangslage kommt. Wir müssen bereit sein, positiv und liebevoll zu handeln. Wir können auch keine bestellten Helfer brauchen, wir brauchen Freiwillige, so wie Frank Field, der Anwalt unterdrückter Kinder, in seinem Buch die Arbeitslosen ein "Heer der Unfreiwilligen" im Kampf gegen Inflation und Schwierigkeiten der Zahlungsbilanz nennt[19]. Die Gesellschaft hat die Angewohnheit, die größten Belastungen denen aufzubürden, die am unfähigsten sind, der Aufforderung, sich zu opfern, zu widerstehen.

Das Zeugnis, das von uns erwartet wird, besteht darin, daß wir die Situation erkennen und verstehen und daß wir uns mit den Menschen, mit denen wir zusammenleben, als Einzelne identifizieren. In der Vergangenheit haben wir das auf mancherlei Weise getan — einige von uns haben in den 1930er Jahren wie John Hoyland und seine Studenten in den Ferien den arbeitslosen Bergleuten geholfen[20], andere lebten als Missionare für Menschen, die medizinische Hilfe, Erziehung, Bildung und religiösen Beistand brauchten[21]. Doch diese Beispiele aus der Vergangenheit betreffen nur plötzlich auftretende Notfälle oder länger anhaltende Zustände, in denen die von uns geleistete Nachbarschaftshilfe auch von dafür ausgebildeten Stellvertretern hätte getan werden können[22]. Auch im Kampf gegen Alkohol und andere gesundheitsschädliche Unsitten haben wir uns eingesetzt. Doch diesmal geht es um etwas ganz anderes! Wir müssen unseren Weg in einem Klima der Un-

sicherheit suchen. Das kann schwieriger werden als wir vermuten, vergleichbar mit der Besteigung eines hohen Berges — eisige Kälte, Atemnot, steile Pfade und trotzdem der Wille, den Gipfel zu erreichen. Und dann der Abstieg — oftmals weit gefährlicher als der Aufstieg, langweilig, entmutigend und manchmal Absturz und Tod[23].

Dieser Vergleich soll nicht ein bitteres, vorausschaubares Ende der Menschheit auf ihrem Weg in den Abgrund prophezeien. Trotzdem die Versuchung nahe liegt, wollen wir keine Vergleiche mit dem Verfall von Nationen anstellen, die im Lauf der Vergangenheit untergegangen sind. Wuchs nicht das Christentum im Totenkampf des mächtigen Römischen Reiches? Wir brauchen keine Revolution oder gar einen weltweiten Krieg vorzusehen! Alles was wir nötig haben, ist die Erkenntnis, daß eine Sozialstruktur, die durch Jahrhunderte des Wachstums am Leben gehalten wurde, jetzt aufgehört hat, Erfolge zu zeigen und daß deshalb eine Religion, die von den bequemen Voraussetzungen des vergangenen Wachstums unterstützt wurde, in zunehmendem Maße bedeutungslos werden kann, wenn nicht ganz deutlich wird, daß sie für uns und andere in der Welt von heute noch einen Sinn hat. Was wir brauchen, ist eine Religion der Liebe inmitten wachsender Bitterkeit, eine Religion des Glaubens inmitten wachsender Verzweiflung. Glaube, Liebe, Hoffnung ist die "Dreieinigkeit", die uns gegeben ist. Wir müssen nun sehen, wie wir ihr heute dienen.

V. Eine Welt ohne Heldentum

Christ sein, genauer (im alten Sinne), ein Quäker zu sein, ist heute nicht mehr strafbar, man kommt nicht mehr ohne weiteres wegen seines Glaubens ins Gefängnis. Es gibt keine Geldstrafen oder Benachteiligungen im bürgerlichen Leben. Trotzdem bedeutet ein bekennender Christ zu sein in vielen fortschrittlichen Ländern, einer Minderheit anzugehören. Es bedeutet, einen Standpunkt einzunehmen, der nicht von vielen Wissenschaftler, Akademikern und Politikern geteilt wird (mit Ausnahme katholischer Länder). Was die Welt von einem guten Christen erwartet, der ein Jünger Jesu sein möchte, weiß niemand genau. Was wir aus unserem Glauben heraus tun, haben wir in vieler Hinsicht mit Agnostikern, Atheisten, Juden, Mohammedanern und Buddhisten gemeinsam [25]. Unser besonderes christliches Zeugnis ist fast nicht erkennbar.

Anders gesagt, es haftet weder den Nachkommen der ersten, noch den Anhängern der jetzigen Freunde das Merkmal einer einst verfolgten Minderheit an. Unsere jüngeren Mitglieder lenken heute oft unsere Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß die Quäker doppelt belastet sind: sie haben Wohlstand, Stellung und einen "guten Namen" geerbt; gleichzeitig haben ihre Kinderstube, ihr ausgezeichnetes Schulsystem und ihre guten Verbindungen bewirkt, daß sie in einer Gesellschaft, in der Erfolg angeblich rein auf Tüchtigkeit beruht[26], unter weit überdurchschnittlichen Wettbewerbsbedingun-

gen antreten. Haben sie deshalb das Sendungsbewußtsein und die Märtyrerkrone verloren?

Unsere prominenten Freunde haben einige gemeinsame Charakteristika: Ihre Bejahung der Welt, wie sie ist, ist bestimmt nicht ohne Zweifel und Kritik, aber nicht bis zu einem solchen Grad, daß sie sich jenseits der Grenzen der normalen Laufbahn von wohlgezogenen, intelligenten und interessierten Personen befinden. Einige erben ihren Reichtum und ihre Stellung, andere arbeiten sich aus bescheidenen Anfängen empor, aber im allgemeinen ist ihre Weltanschauung klar gefärbt von ihrer persönlichen Erfahrung der Vorteile desselben Systems, von dem man erwarten könnte, daß sie es aus Gründen ihrer religiösen Überzeugung verwerfen. Aber die jungen und die nicht so jungen Menschen brauchen einen Glauben, nach dem zu leben etwas mehr Aufregung bedeutet als dieser etwas farblose Mantel aus Tradition, Erfolg und öffentlichem Ansehen.

In vieler Hinsicht ist die Welt kein besserer Platz geworden, nur weil die materiellen Bedingungen besser sind und die großen Katastrophen seltener. Die ratlose Jugend und die Protestler reflektieren eine sehr reale und völlig berechnete Angst um die Zukunft. Wenn die traditionellen Kirchen nichts zu sagen haben, was nicht entweder reines Betäubungsmittel oder — wir müssen die Möglichkeit einräumen — belanglos ist, dann werden sie sich an Führer, Philosophen und Religionen halten, die eine "messianische" Antwort auf ihre Befürchtungen bereithaben. Als wir vor zwei Jahren unseren Band von Betrachtungen über die gegenwärtige wirtschaftliche Lage veröffentlichten, "Public Resources and Private Lives", macht er keinen großen Eindruck[27]. Freunde, die selbst meist beruflich erfolgreiche Geistesarbeiter waren, hatten ihn geschrieben; sie analysierten und fragten, ließen aber keine Änderungswünsche laut werden. Wenn sie die Repräsentanten eines engagierten Christentums von heute wären, dann scheint das Christentum wirklich nichts Neues zu bieten zu haben.

VI. Propheten unserer Zeit

Während die christliche Führungsschicht sich anscheinend zurückgezogen hat und sich auf verbale Proteste beschränkt, aber in der Praxis die bestehende soziale und wirtschaftliche Struktur billigt, hat die Welt Massenbewegungen gehabt, die alle Merkmale des anwachsenden Sektentums des 17. Jahrhunderts aufweisen. Es ist notwendig, einige ihrer Attraktionen zu beleuchten, um die Unzulänglichkeit unseres eigenen Verhaltens zu erkennen.

Die weitaus größte Zahl solcher Bewegungen läßt sich von Karl Marx ableiten. Die Trennung von Glauben und sozialem Gewissen hat sich noch zu Lebzeiten von Marx und Engels vollzogen. Die Anführer waren, was nicht überrascht, ursprünglich Deutsche oder Juden und oft beides. Einige Bewegungen hielten sich im demokratischen Rahmen. Einige hofften auf die Diktatur einer Partei oder des Proletariats, einige waren Anarchisten (und

somit außerhalb der marxistischen Tradition). Zum Beispiel hat sich die einst homogene Frankfurter Schule der marxistischen Kritiker mehrfach gespalten. Viele dieser Richtungen haben neue Propheten und Seher hervorgebracht. Je einfacher ihre Botschaft war, desto größer war ihr zeitweiliger Erfolg.

Oftmals ist die Trennungslinie zwischen Gelehrten und Propheten schwer zu ziehen. Herbert Marcuse und Ivan Illich, Noam Chomsky und Wilhelm Reich — das sind einige der Kultfiguren. In unterschiedlicher Form vertreten sie Empörung gegen Autorität und Tradition. Wie die Positivisten des 19. Jahrhunderts scheinen sie gekommen zu sein, um eine Generation zu befreien; sei es von orthodoxer Lehre, geschlechtlichen Hemmungen, von den Ungerechtigkeiten der kapitalistischen Gesellschaft oder von der Zwangsjacke eines dialektischen Gefängnisses. Billige Druckverfahren haben den Schriften dieser und rein literarischer Protestler eine Verbreitung ermöglicht, wie sie einst nur der Heiligen Schrift und erbaulichen Abhandlungen vorbehalten war. Wenn wir durch die Studentenbuden der westlichen Welt gehen, sehen wir nur wenige Kreuze, aber viele Poster von Fidel Castro und Che Guevara. Die Autoren von "The Myth of God Incarnate" (Der Mythos des menschgewordenen Gottes) finden außerhalb theologischer Zeitschriften keine Resonanz. In unserer eigenen Gesellschaft hat der kleine Kreis, der in den letzten zwanzig Jahren eine neue Deutung der Botschaft von George Fox unternahm und versuchte, diese Befunde unter uns zu verbreiten, nur bei einer geringen Zahl von Freunden ein Echo gefunden.

Wir sagen, wir haben den Glauben, daß das Licht siegen wird. Doch es gibt nur zu viele Beweise, daß die geistige Saat der mehr volkstümlichen neuen Propheten auf fruchtbaren Boden gefallen ist, wobei auch übersteigerte Ausbrüche von Ärger, Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit laut wurden. Der "soziale Faschismus" extremistischer Gruppen in Kalifornien, die Baader-Meinhof-Gruppe bei euch, die westlichen und japanischen Studentenorganisationen unterstützen, manchmal mit offener Gewalt, die irischen Republikaner, die Palästinenser und andere militante Minderheiten. Und wir haben die Gegenmaßnahmen kennengelernt: Zensur, den Einsatz von Truppen, um die zivile Ordnung wiederherzustellen, sowie bei euch den "Radikalen-erlaß".

Wir aber antworten: Damit haben wir nichts zu tun. "Wir sind Pazifisten, gute Bürger, wir predigen Liebe im Angesicht der Unordnung". Aber Gewalt — in welcher Form sie auch immer vorkommt und wer sie auch immer anwendet, ob in einem Krieg oder in einem unbehaglichen Frieden —, Unduldsamkeit, Unterdrückung, Zensur: all dies sind auch unsere Probleme. Wir müssen uns ihrer Ursachen bewußt sein. Damit, daß wir auf die extremen Manifestationen der Unruhe nichts zu antworten hatten als unsere Mißbilligung zu bekunden, aber weder eine christlich-radikale alternative Handlung vorweisen konnten, noch den Versuch machten, haben wir den Revolutionären stillschweigend rechtgegeben.

Die große Standhaftigkeit mancher unserer Altvorderen im Angesicht der Verfolgung ist jetzt unser Alibi, um die heutigen Terrorakte mit scheinbarem Gleichmut zu behandeln. Vielleicht sind diese Bewegungen von vorübergehender Bedeutung, sie betreffen vor allem gebildete und ziemlich abseits stehende Minderheiten. Sie haben keinen Einfluß auf die Ereignisse, keine Wirkung auf uns Erwachsene, Reife, Verantwortliche, die wir in stabilen Verhältnissen verwurzelt sind. Aber dies würde kurzfristig geurteilt sein. Ich erinnere mich gut an die Jahre der Studentenunruhen, die oft als der Beginn des Zeitalters der Stagnation und des Verfalls angesehen werden (und vergessen wir nicht, daß die Studenten Grund für ihre Beschwerden hatten). Mitte der sechziger Jahre war ich in Kalifornien und hörte Herbert Marcuse und Isaac Deutscher, zwei alte gelehrte Männer, von Natur aus friedfertig, die durch ihre Vorlesungen über "Eros und Thanatos" [30] und das "Ableben Trotzki" [31] Öl ins Feuer gegossen. Um sie herum Brennen, Ausplünderung und gewaltsame Reaktion der Polizei. In eurem Land, Frankreich und England schienen die Anhänger von Daniel Cohn-Bendit, Rudi Dutschke und Tariq Ali die bestehende Ordnung brechen zu wollen, Gegenmaßnahmen der Autorität zu provozieren, die schärfer waren als jugendlicher Überschwang es erforderten. Es würde töricht sein zu glauben, daß der Sturm vorbei sei, weil die jungen Männer aus dem Jahre 1968 es jetzt in ihren mittleren Jahren bequem haben und zuweilen sogar angesehene Bürger sind.

Wir sind zwar erleichtert, wenn wir von einem vorübergehenden Nachlassen von Mord und Totschlag in Nordirland hören, oder wir bemerken, daß einige Studentengemeinschaften kürzlich Zeichen größerer Toleranz gegenüber Andersdenkenden aufgewiesen haben, seien es Zionisten oder Faschisten. Doch der Optimismus, daß das Schlimmste vorüber ist, daß Autorität und Ordnung (die wir ja sogar Vernunft und Mäßigung nennen) sich nochmals behaupten würden, ruht auf keiner sicheren Grundlage. Wir mögen Extremismus verwerfen, doch unsere Ablehnung ist keine Antwort auf die zugrundeliegende Mißstimmung. Wir haben die Heilsbringer als falsch angeprangert und sind überrascht, daß unser Evangelium immer noch auf taube Ohren fällt. Es gibt keine wirklichen Anzeichen, daß wir die Gewalttaten der Vergangenheit bewältigt haben. Bis wir etwas Besseres zu bieten haben, müssen wir damit rechnen, daß jede Verschlechterung der materiellen Bedingungen ein neues Ansteigen von sich widersprechenden und zunehmend gewaltsamen Ideologien bringen wird.

VII. Auswege

1. Wendung nach innen

Wie entkommen wir? Wo finden wir Zuflucht? Solange Krieg und besonders ein Atomkrieg die größte Gefahr waren, verwandten wir unsere ganze Kraft auf Quäker-Konferenzen für Diplomaten, Ost-Westtreffen, Missionen nach China und Rußland und protestierten auf der anderen Seite gegen den Viet-

nam-Krieg. Diese Art von Aktivität scheint etwas von ihrer Bedeutung verloren zu haben. Wir protestieren nicht mehr so heftig gegen nukleare Bewaffnung (vielleicht weil wir dahin gekommen sind zu glauben, daß sie hoffentlich niemand anwenden wird); stattdessen opponieren wir gegen Atomkraftwerke. Wir protestieren gegen Faschismus, politische Verfolgung und Beschränkung der Redefreiheit. Noch unterschreiben wir für Amnesty International. Wir plädieren für die Rechte von Minderheiten, von Frauen und Randgruppen. Noch häufiger kehren wir uns nach innen. Dagegen ist kein Einwand zu erheben. In einer Welt, die nach neuen Sensationen jagt, nach Aufregung, Gefahr und extremen Formen der Selbstbefriedigung, sind wir sicherlich berechtigt, unsere althergebrachte Stille zu suchen. Wir versuchen, das Familienleben zu schützen in einer Welt, in der, wie es manchmal scheint, die Familie keine Bedeutung mehr hat. Wir verwerfen sensationelle Vergnügungen, eine oberflächliche Lebensweise, und beschäftigen uns lieber mit Kunst und Literatur, sowie dem Studium der Natur. Wir halten Freundschaft mit allen, die zu uns kommen, und suchen diejenigen auf, die ohne Freunde sind. Wir versuchen, Wunden zu heilen, Schranken niederzureißen, Eintracht zwischen streitenden Gruppen in unserer Nachbarschaft oder an der Arbeitsstelle herzustellen. Es ist ein Leben, das auf den Einsichten, die wir im Laufe der Zeit gewonnen haben, beruht, verwurzelt in unserem Glauben, bestärkt durch unsere Andachten und durch die Hilfe, die wir einander geben können. Wir fühlen, daß wir in der Lage sind, anderen zu helfen, weil wir selbst eine feste Grundlage für unsere eigene Existenz haben. Zweifellos würden wir bereit sein, zumindest in der Theorie, unser ruhiges Leben aufzugeben, wenn die Gelegenheit sich bieten würde. Wir würden unsere Bequemlichkeit, unsere Familienbedürfnisse und den gleichmäßigen Rhythmus unseres Lebens preisgeben, wenn ein außergewöhnlicher Dienst von uns gefordert würde.

Wir nehmen die bürgerliche und soziale Verantwortung ernst, unsere Freizeit sinnvoll zu nützen. Wir ziehen in Betracht, ob wir uns nicht vorzeitig aus dem Berufsleben zurückziehen sollten (vielleicht waren wir tatsächlich in der Lage, mehr als genug Vorsorge für unser Alter zu treffen, ehe wir das Pensionsalter erreichten), um eine Arbeit von größerer Bedeutung mit geringer oder ganz ohne Vergütung aufzunehmen. Solche auf alter Tradition beruhenden selbstlosen Dienste sollen nicht kritisiert werden. Die Frage ist nur, ob sie für unsere Zeit eine ausreichende Antwort sind. Wenn dieses Leben mit dem Blick nach innen, mit gelegentlicher Wahrnehmung einer besonderen Aufgabe uns in der Grundeinstellung so läßt, wie wir waren, als Nutznießer des bestehenden wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritts, der uns in diese angenehmen Verhältnisse geführt hat, — dann müssen wir uns auch fragen lassen: Was tatet ihr in einer Welt, die eine so ernste Verschlechterung des sozialen Klimas aufweist? Die Freunde sind natürlich in Irland vertreten. Einige arbeiten stillschweigend in Südafrika. Doch nicht sie, sondern Beyers Naude stehen unter Hausarrest. Nacheinander wurden viele frühere Stützpunkte der Quäkerarbeit im Ausland stillgelegt. Die Ära des Kolonialismus

ist vorbei, selbst auf dem Gebiet der Friedensstiftung, der Erziehung und der medizinischen und landwirtschaftlichen Hilfe.

Wenn infolge dieses teilweise erzwungenen Rückzugs unserer Generation die jungen Aktivisten nicht mehr länger an uns interessiert sind, stellen wir bedauernd fest, daß wir älter werden und in zunehmendem Maße Überreste der Vergangenheit sind. Unsere Meetings werden im neuen Europa zwar überleben, doch nur unter Anstrengungen, während wir ziemlich halbherzig debattieren, ob wir vielleicht in Brüssel eine Quäker-Gesandtschaft einrichten sollten, wie sie seit vielen Jahren bei den Vereinten Nationen in New York besteht. Wir dürfen nicht überrascht sein, daß wir als bedeutungslos und überholt angesehen werden, wenn wir zu einem System schweigen, von dem viele Menschen annehmen, daß es am Ende seines Nutzens angelangt ist.

2. Neue Kulte

Etlichen von uns gelingt es, einen neuen Enthusiasmus aufzubringen. Es sind nicht nur die ganz Jungen, die Engagement, Propheten und Utopien brauchen. Wir suchen dauernd nach einer neuen Lebensphilosophie. Wir wollen die Frage beiseite lassen, ob wir nicht auf unserer Suche nach dem Stein der Weisen die allgemein gültigen und zeitlosen Werte unseres Glaubens stillschweigend verneinen, obgleich das ein ernstes Problem ist. Laßt uns annehmen, daß wir die grundlegenden Glaubenssätze, unter deren Einfluß wir aufwachsen, voll und ganz unterschreiben und daß wir nur zwecks einer Aufwertung unserer praktischen Zeugnisse neue Einsichten suchen. Aber dann müssen wir uns fragen: Sind diese neuen Bewegungen wirklich wertvolle Beweise unseres eigenen inneren Wachstums oder wiederholen wir, nur auf unsere Weise etwas gemäßiger und sicherlich weniger heftig, die jungen Revolutionäre, die fast jeden Tag neue Kultformen schaffen und die, als ob sie beäuscht wären, von Schlagwort zu Schlagwort taumeln?

Kürzlich ist in England ein sehr nützliches Nachschlagewerk über das moderne Denken erschienen [32]. Abgesehen von seiner Nützlichkeit ist es in gewisser Hinsicht ein erschreckendes Verzeichnis der neuen Religionen, die in den letzten paar Jahren erfunden wurden. Das Bedürfnis für dieses Nachschlagewerk ergab sich aus der Tatsache, daß selbst die allerneuesten Enzyklopädien nicht viele der viertausend Schlüsselworte dieses Buches enthalten; zumindest nicht in der Form oder mit der Auslegung, die sie hier haben. Die seltsame Ratlosigkeit unserer Tage scheint das Gewicht zu verlagern: Die alten Grundbegriffe sind unter der Masse neu hinzukommender Worte nicht mehr länger erkennbar. Ich sage "Worte" anstelle von "Ideen", denn für mich sind es häufig nur Worte, tröstliche Worte vielleicht, manchmal schöne Worte, poetische Worte und kluge Worte, doch immer nur Worte. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß sie keinen Sinn haben, denn das würde eine grundlose Anklage gegen ihre Urheber sein, die geschulte und auch zutiefst engagierte Denker sind. Sie sind wirklich (oder geben es vor) in vielen Fällen neue Interpreten der Worte desselben Gottes, der unseren Heiligen Schriften den Sinn

gegeben hat und dessen Licht durch die Schriften der Erzväter scheint. Manchmal ist die Theologie nicht gerade christlich, sondern basiert auf einer östlichen Religion. Noch häufiger ist keine theologische Basis erkennbar, sondern ein vernunftbedingter Humanismus, nichtsdestoweniger warm, begeistert und durch Liebe zur Menschheit angeregt.

Als junger Mensch kam ich mit den Ideen Martin Bubers und Franz Rosenzweigs in Berührung [33]. Als ich studierte, machte mich ein Freund unter dem Eindruck seiner erschreckenden Kriegserfahrungen mit den Schriften von J.G. Bennett, einem Schüler von Gurdjieff, bekannt. Ich erinnere mich, daß dies das erste Mal war, daß ich mit einem neuen Propheten in Berührung kam, abseits der Hauptströmung des liberalen Judentums, unter dessen Lehren ich aufgewachsen war und das sich fast unmerklich zum Christentum in seiner quäkerischen Form entwickelt hatte. Seit Bennett wurde mir eine endlose Reihe von Büchern in die Hand gedrückt, die mich ernstlich ermahnten, mich mit dieser oder jener Philosophie auseinanderzusetzen. Und wer sollte wohl nicht beim erstmaligen Lesen von Teilhard de Chardin, Charles Peguy und Kahlil Gebran begeistert gewesen sein? Es gibt zu viele Weltanschauungen, um alle zu benennen. Auf der wissenschaftlichen Seite waren Freud, dann Jung und Adler die Idole der letzten Generation und nun, da diese verworfen, kritisiert und als unzuverlässig befunden wurden, sind neue Vorlieben und Moden entstanden. Von Freuds Schülern haben vielleicht nur Extremisten (wie Reich) noch eine Massengefolschaft. Stattdessen bekamen wir R.D. Laing und die Antipsychiatrie, Thomas Szasz und die Verwerfung der traditionellen Methoden, die Normalität zu messen; und schließlich diejenigen, die uns anbieten, den Weg zu unserem inneren Bewußtsein nicht, wie Jung es einst tat, durch einen Willensakt, sondern durch den Gebrauch von sinnestäuschenden Drogen zu finden.

Einst war mit *Psyche* die Seele gemeint oder der Geist in uns. Jetzt ist es ein Wort, das mit jedem anderen kombiniert werden kann. Früher konnten wir eingestehen, daß wir schwach waren, heute dagegen bekennen wir, daß wir krank sind, und wir appellieren an die moderne Wissenschaft, uns zu heilen. Hier liegt der Ursprung unserer Flucht vor der Wirklichkeit. Wir haben es nicht unbedingt nötig, in Heilanstalten zu gehen oder Zuflucht zu Beruhigungsmitteln, betäubenden Schlaftabletten oder sogar noch gefährlicheren Drogen zu nehmen. Viele lehnen instinktiv die Heilmittel der Chemotherapie oder der klinischen Psychiater ab (oder ihrer Gegner) und folgen den Lehren anderer, die im Grunde dasselbe Ziel haben: uns von unserer inneren Behinderung zu heilen, indem sie uns helfen wollen, in die Bereiche des Unterbewußtseins vorzudringen. Für Quäker scheint die transzendente Meditation eine besondere Anziehungskraft zu haben, weil etliche meinen, daß dies ein Weg ist, den wir in der Andacht beschreiten. Ist es zuviel, eine Enttäuschung über das Christentum zu entdecken, wenn wir die Ausbreitung des Buddhismus in seinen verschiedenen Formen bemerken? Yoga ist im Westen schon lange Zeit von Minderheiten geübt worden; jetzt stehen jedem zahlreiche

Übungsmöglichkeiten zur Verfügung (aber auch die "kriegerischen Künste" wie Karate).

Vielleicht wurden Freunde in den Tagen, als manche von ihnen Ghandi sehr nahe standen, von diesen Richtungen überzeugt. Einige von ihnen lebten in den Ashrams, andere haben uns bedrängt, den Versammlungen der Hare-Krishna-Sekten beizuwohnen. Das Interesse an okkultur Wissenschaft, ja, sogar am Kabbalismus, hat sich wieder belebt. Sabbatai Zwi war tief in seinem eigenen Mißverstehen der kabbalistischen Literatur verwurzelt. Die Idee bekam einen schlechten Ruf, und ihr folgte die chassidische Mystik mit ihrer weniger widerspenstigen Frömmigkeit. Aber es scheint, als ob es keine Religion, Ketzerei, Aberglauben oder Dämonenlehre gibt, die so außergewöhnlich ist und so aus dem Rahmen fällt, daß sie nicht bei unserer Suche nach der Wahrheit, die wir nicht länger in den wohlbekanntenen Quellen finden, in deren Dienst gepreßt werden könnte. Wie lange sollen wir noch diesen Irrlichtern nachgehen? Können wir uns keine Grenzen setzen? Wenn das Zwielicht zum Dauerzustand wird, müssen wir wahrscheinlich solche Abschweifungen als normal hinnehmen. Aber es könnte auch anders sein.

3. *Ein Weg aus der Dunkelheit*

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Laßt jeden nach seiner Façon selig werden. Toleranz. Fortschrittliche Offenbarung. Aber auch: Im Wesentlichen Einigkeit. Die Frage ist: Wie weit können wir auf unseren auseinanderlaufenden Wegen gehen? In den letzten Jahren sind Kulte entstanden, die beinahe die unsichtbare Grenzlinie zwischen dem "Merkwürdigen" und dem "Bösen" überschreiten. Die Kirche der Scientology und neuerdings die Kirche der Unification des koreanischen Predigers Moon werden von denen, die sie studiert haben, als nicht weniger gefährlich für die Gesundheit ihrer Anhänger beschrieben als die Drogenkulte. Wie der Heroin-Handel können augenscheinlich einige dieser (Religionsgemeinschaften) mit einem sehr großen finanziellen Rückhalt rechnen (viel mehr als die Staatskirchen). Wir sollten uns zumindest wundern, warum dies so ist. Und wir sollten uns fragen, wie wir wohl die Grenzlinie zwischen einem Ausflug aus Neugierde oder dem ernsthaften Verlangen, andere Offenbarungen religiösen Lebens zu verstehen, erkennen können, und wann es andererseits ein Untertauchen unserer Persönlichkeit in Anbetungsformen (und Lebensstile) ist, die nichts mehr mit unserem überlieferten Glauben gemein haben. In unserem Bemühen, liberal, freimütig und tolerant zu sein, laufen wir offensichtlich Gefahr, die letzten paar Planken des stützenden Gebäudes, die wir einst der kommenden Generation bieten konnten, wegzuräumen. Das ist so oft von der auf falsche Weise nachgiebigen Gesellschaft (permissive society) gesagt worden, daß es kaum wiederholt zu werden braucht. Aber warum sind viele Leute ziemlich sicher, daß es falsch ist, unsere Kinder ohne irgendeine moralische Grundlage zu erziehen, während andere nur zu leicht in eine Phantasiewelt entfliehen, in der sie berauscht sind von Worten, Musik, Farben, Düften und allerlei fremden

Riten bis zu dem Punkt, wo sie, wie oft gesagt wird, sich "von ihrem Körper befreit" empfinden. Und wenn wir sagen, daß alle überlieferten Begriffe abgelegt werden müssen, wenn wir ernsthaft und wahrhaftig in die Bedeutung des Ewigen vordringen wollen, an welchem Punkt können wir erkennen, daß wir zu weit abgewichen sind? Wann wird die Suche nach Selbstverwirklichung ein Endziel an sich, eine dauernde Pilgerschaft auf der Suche nach dem Unbekannten oder nach Gott selbst in solch einem Ausmaß, daß wir dazu kommen, die Welt, in der wir leben, abzulehnen und auf diese Weise unsere soziale Verantwortung aufzugeben? Ist es nicht der Gipfel der Arroganz zu sagen, daß wir genau wissen, wann wir auf unseren einsamen Reisen das Reich der Wahrheit verlassen und einer Fata Morgana nachjagen?

War es nicht immer so, mögt ihr fragen. Mußten wir nicht Finsternis und Verwirrung ertragen, um die Irrlichter, die vor uns tanzten, zu erkennen? Wir wenden uns erneut den tröstenden Worten zu, wir werden daran erinnert, wie es war, als "aller Dinge Anfang war". — "Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen. Es ward ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes. Dieser kam zum Zeugnis, daß er von dem Licht zeugte, auf daß sie alle durch ihn glaubten. Er war nicht das Licht, sondern daß er zeugte von dem Licht. Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen." (I. Joh. 3—9).

Ist das nicht wieder unsere alte Suche nach dem Licht? Sie kommt uns ungewöhnlich vor, weil wir außerstande zu sein scheinen, das zu finden, was George Fox fand, und dort, wo er es fand. Von allen Glaubensbewegungen ist die unsrige diejenige, die am meisten auf das innere Licht baut, und gerade jetzt scheinen wir danach in jenen Tiefen unserer Natur Ausschau zu halten, die sicherlich die dunkelsten sind. (In diesem Zusammenhang möchte ich den Freunden sehr empfehlen, unter Zuhilfenahme der Schriften von Louis Benson und Joseph Pickvance [34] nachzulesen, was das Licht für Fox bedeutete.)

Ist nicht das Fiasko der falschen Heilsbringer Zeugnis für die Kraft des Lichtes, die Dunkelheit zu besiegen? Nichts ist vorherbestimmt in bezug auf Ordnung, Vernunft oder auch nur unsere Gabe, das wahre Licht, wenn es scheint, zu erkennen. Was sollen wir tun, wenn wir von sovielen künstlichen Blitzen umzuckt sind und wenn wir von widersprechenden Wahrheiten verunsichert werden, deren jede in einen Mantel schöner Worte gehüllt ist? In der Literatur der Vergangenheit wurde der Teufel als leicht erkennbar oder nur dünn verschleiert dargestellt. Die Faustsage besteht zwar, doch wir betrachten sie als alte Fabel. Unwahrheit, Unfriede und Lieblosigkeit kommen zu uns in Masken, die nur schwer zu erkennen sind.

Wir können auf zweierlei Weise unsere Versuche betrachten, der Wirklichkeit zu begegnen. Ein Blick in unsere Druckschriften und freiwilligen Spenden von vor zehn Jahren zeigt uns die vergängliche Natur unserer Begeisterung. Mit

anderen Worten: wir scheinen aus den Kinderschuhen nicht herauszukommen. Vielleicht sollten wir uns nicht erlauben, das Versagen falscher Prophe- ten abzuwarten, nur um die Wahrheit unserer Glaubensanschauungen bestä- tigt zu finden [35]. Es ist nicht zu leugnen, daß die Rückkehr zu unseren herkömmlichen Überzeugungen tröstlich für uns ist. Unsere Ideale sind im Neuen Testament und in den Zitaten aus "Christian Faith and Practice" niedergelegt.

Andererseits wissen wir ganz tief in uns, daß wir wichtigen Problemen in dem Augenblick aus dem Weg gehen, wo wir unserer Gegenwart entfliehen. Wir wissen im Grunde, daß Unzufriedenheit, Ablehnung konventioneller Werte, Revolution und offenkundiges Andersdenken nicht nur die Produkte krank- hafter Phantasie sind. Sie spiegeln die sehr ernsten Zustände wider, die sich entwickeln. Wenn junge Leute sich gehemmt fühlen, wenn sie wachsende Bitterkeit empfinden und daraus den Schluß ziehen, daß die alten sozialen und ökonomischen Strukturen versagt haben, haben sie mehr Grund dazu als ihre Eltern, die lieber an dem vertrauten Gebot schrittweisen Vorgehens festhalten, anstatt eine konsequente Veränderung gesellschaftlicher Einrich- tungen in Betracht zu ziehen. Nach wie vor träumen diese von der Fähigkeit der Menschheit, durch Liebe und Vernunft mit ihrer mißlichen Lage fertig zu werden. Aber könnten vielleicht nicht doch jene, die schnellere, umwäl- zende Reformen befürworten, größeren Einblick in die Situation unserer Zeit haben?

VIII. Wege zum Verstehen

Wenn Christus wiederkommen würde, so wissen wir, daß wir ihn nicht erken- nen würden. Daher halten wir Ausschau nach einem zweiten Johannes, nach einem, der vor Ihm kommen soll, um uns zu sagen, wo wir Ihn finden können und was Er von uns erwartet. Aber wir wissen ganz tief in uns, daß dieses Ge- bet nicht eindeutig beantwortet werden wird. Wir hoffen, daß die babyloni- sche Verwirrung der Sprache aufhört und daß wir alle eine Stimme hören, die Leben in uns weckt. Dein Wille geschehe in unserer Zeit. Nächstes Jahr in Jerusalem, wie die Juden vertrauensvoll beim Passahfest sprechen.

Wir verstehen aber Gottes Wort nicht mehr, vielmehr hat jeder von uns eine andere Auffassung davon. Das ist die Freiheit, die wir beanspruchen. Aber diese Freiheit wird auch in Heiligen Kriegen, in Verfolgungen und bei der Zensur angerufen. Wenn es nur eine apokalyptische Erscheinung gäbe, die uns einigen würde, ein Schreckensbild am Horizont, das uns alle plötzlich zu unserer Pflicht zurückrufen würde! Vor ein paar Jahren finden die Propheten des Weltunterganges mit ihrer Arbeit an. "Nur noch Stehplätze in einer Welt von 150.000 Millionen" – "Welthungersnot 1975" – "Erschöpfung der Roh- stoffe um das Jahr 2000" – "Die Energielücke". Dies schien endlich unsere Aufmerksamkeit zu wecken: wie ist die Menschheit vor der Auslöschung durch ihre eigene Dummheit zu retten? Wir müssen weniger essen, weil wir

nicht mehr anbauen können; wir müssen zu Fuß gehen, weil wir nicht genug Energie haben werden, die uns diese Anstrengungen erspart. Wir müssen Material, das reichlich vorhanden ist, mit der Hand bearbeiten, weil die Ma- schinen mit Treibstoffen betrieben werden müssen, die es nicht mehr gibt [36]. Inzwischen sieht es so aus, als ob die Überbevölkerung und die Energie- krise zu einem weniger drohenden Aspekt werden. Die Menschen der Ent- wicklungsländer haben uns gesagt, daß die Frage ihrer Kinderzahl uns nichts angeht. Auch die Produktion von Lebensmitteln und Rohmaterial wird nicht nach unseren Vorstellungen geregelt, sondern nach ihren Ideen von gerechter Verteilung und materiellem Wohlstand.

Zum jetzigen Zeitpunkt ist es von Wert, einen genaueren Blick auf eine Ge- dankenrichtung zu werfen, die technisch wie theologisch zum Bilde einer zwielichtigen Welt paßt. Die Lehre des kürzlich verstorbenen E.F. Schuma- cher verdient unser ernsthaftes Interesse [37]. Man nähert sich ihm allerdings mit einigem Vorbehalt. In mancher Hinsicht nimmt seine charismatische Persönlichkeit eine Stellung neben vielen der Propheten ein, die uns in der Vergangenheit enttäuscht haben, weil ihre Lehren der Probe der Zeit nicht gewachsen waren, weil sie zu vorübergehend waren, zu sehr mit Schlagworten umgingen und zu sehr von Wortspielen abhängig waren. Wie andere, deren Andenken verehrt wird, starb er, bevor sein Werk beendet war. Er prägte einen Satz, den jeder behalten kann und der leicht verständlich ist, daher aber auch mißverstanden werden kann, weil er nicht eigentlich eine ganze Philo- sophie einschließt. In seinem Namen wurde sehr viel getan, was er selbst als extrem und zu stark vereinfacht ansah und das überhaupt nicht mit seinem eigenen tiefen Verständnis der jetzigen Weltlage harmonierte. Doch sagte und schrieb er oft auch selbst Dinge, die leicht mißverstanden werden konnten. Eine weit verbreitete sozialwissenschaftliche englische Zeitschrift, die vorher kaum seinen Namen erwähnt hatte, begann zwei Monate nach seinem Tode die Ausgabe mit den Worten: wir sind jetzt alle Schumacheriten! Schumacher zeigt oft den leicht naiven Glauben eines wahrhaft guten Menschen an das Gutsein anderer. Wie viele vor ihm litt er unter der romantischen Vorstellung von einem vergangenen, vorindustriellen Zeitalter, in dem Frieden herrschte, weil es keine großen Organisationen gab. Heute glauben wir nicht, daß Noma- den, Jäger, Leibeigene oder kleine Landwirte ein idyllisches Leben führten. Gesellschaften, Stämme, Familien, Einzelne bekämpften sich in Zeiten der Not bis aufs Blut.

Schumacher war, – und das ist wichtig, – ein Fachmann auf dem Gebiet, über das er schrieb. Er war ein Volkswirtschaftler und beriet erfolgreich eine zurückgehende britische Industrie in ihren schwierigsten Jahren. Er verstand die Technik sehr gründlich. Er hatte auch einen humanen Blickpunkt, der mit seinem christlichen Glauben harmonierte. Und er konnte niemals davon über- zeugt werden, daß es irgendein triftiges wirtschaftliches oder technisches Argument für etwas gab, was gegen das Interesse menschlicher Wesen verstieß – sei es in bezug auf Hersteller, Verbraucher oder Einwohner und ihre Umwelt.

Er war kein Feind der höheren Technik, wie viele behaupteten. Beim Kohlenbergbau trat er ständig für moderne Methoden ein, die die Leistung erhöhen und zugleich die Gefahren der körperlichen Arbeit vermindern würden, die in der Vergangenheit nur zu oft zu dauernder Invalidität geführt hatten. Er wußte, daß die moderne Gesellschaft Energie nötig hat. Diese Energie konnte benutzt werden, um das Leben zu bewahren und den Lebensstandard zu erhöhen, Lasten zu erleichtern, Muße zu gewähren und die Umwelt zu verbessern. Er war gegen das Streben nach Größe um ihrer selbst willen, gegen den augenscheinlich erbarmungslosen Trend nach größeren Konzernen, von denen er beweisen konnte, daß sie oft weniger leistungsfähig waren als mittelgroße Unternehmen. Er war gegen die vollkommen entpersonalisierte Maschinerie der gigantischen multinationalen Firmen, die unser Wirtschaftsleben beherrschen. Im staatlichen Aufsichtsrat für den Bergbau empfahl er Dezentralisation, ein örtliches Mitbestimmungsrecht, das die Gruben und die Gemeinden der Umgebung miteinander verband. Er war dagegen, den unterentwickelten Ländern modernste technische Apparate aufzubürden, lange bevor die Methode, den Lebensstandard zu heben, bei Gremien wie der Weltbank unbeliebt wurde – obwohl diese Länder selbst sich nach riesigen Stahlwerken, Atomkraftwerken, internationalen Flughäfen und automatisierten Automontagewerken sehnten. Er riet zu der sogenannten "intermediate technology", wodurch die Menschen produktiver und ihre Lasten erleichtert würden, ohne teure Ausrüstung und ohne die Lebensqualität zu zerstören (wie es die industrielle Revolution in westlichen Ländern getan hat).

Dies ist in hohem Maße vernünftig und glaubhaft. Mehr noch: in Schumachers Fall ist es möglich zu beweisen, daß sein theologisches System zu seinen technischen Empfehlungen paßte. In seinem letzten Buch trug er die Idee des "Adequatio" (adäquat – angemessen) vor [38]. Man kann sie verstehen als die Forderung, daß Menschen Beziehung zum Wissen, zu ihrer Arbeit und zu ihrer Umwelt in einem Maße haben sollten, wie sie es begreifen können. Der Slogan "Small is beautiful" – "Klein ist schön" ist viel mißbraucht worden, so als ob es bedeutet, daß eine mittelalterliche Kathedrale, die ihre Andächtigen klein erscheinen läßt, eine majestätische Bergkette oder ein großes Flugzeug an sich unschön wären. Was er lehrte, war, daß unsere Beziehungen zueinander und zu unseren Bezugsgruppen besser würden, wenn wir in kleinem Rahmen arbeiten würden, wo wir die Arbeit verstehen und uns als Teil von ihr fühlen könnten; wenn wir mitraten können, wie z.B. eine Organisation geleitet wird. Und da die meisten Leute nicht viel mehr verstehen als sie sehen, berühren, umschreiten können, folgt daraus, daß es einen "prima facie"-Beweis gegen große Ausmaße gibt – wenn nicht das Opfern der Größe zu anderen, nicht wünschenswerten Einschränkungen führt.

Schumacher, und mehr noch seine Interpreten, haben auf die symbolische Bedeutung der Tatsache hingewiesen, daß die christliche Religion auf Ereignissen begründet ist, die in einem sehr kleinen Land, in einer kurzen Periode stattfanden. Sie betrafen die Geburt eines Kindes und den Tod eines jungen

Mannes, dessen Lehre er Menschen, die er persönlich kannte, mündlich übermittelte, in einer Gesellschaft ohne technologischen Fortschritt. Er behauptete jedoch niemals, daß die Welt eine bessere geworden wäre, wenn sie auf der Stufe der Römerzeit mit deren Wissen stehengeblieben wäre. Schumacher verachtete die Massenmedien der Kommunikation nicht, ebensowenig den Nutzen, der durch schnelles, billiges Reisen entstehen könnte. Er glaubte nicht, daß der Ackerbau mit dem Spaten und daß das Handwerk die einzigen Produktionsformen seien, die im Einklang mit einem guten Leben ständen. Wovor er warnte, war die Verehrung vor dem Altar der Größe, der Schnelligkeit, der Standardisierung und der organisierten Verschwendung.

Unglücklicherweise haben seine Jünger extreme Konsequenzen in seine Lehre hineingelesen, und sie behaupten manchmal, daß das Aufgeben des technologischen Fortschritts seine Vorbedingung für die Rückkehr zu mehr Menschlichkeit sei. Schumacher hat dies nicht gefordert. Nicht die Maschine an sich war das Übel, sondern zu welchem Zweck sie gebraucht wurde, die Kontrollmethode oder das Verhältnis des Arbeiters, der die Maschine bediente, zu seinem Betrieb. Er war nicht gegen ein steigendes Lebensniveau, wenn es ohne den Preis, welcher in so vielen Ländern dafür gezahlt wird, erreicht werden konnte: Klassenkampf, Anomie (oder Entfremdung), die Entlassung der älteren, langsameren oder ungelerten Arbeiter als unnütze Glieder der Gesellschaft, die Vernachlässigung des geistigen Fortschritts zugunsten des materiellen. Und er befürwortete ganz gewiß einen höheren Lebensstandard für die Ärmsten der Welt, obwohl er manchmal buddhistische Einstellungen zum Fortschritt empfiehlt [39].

Der Gedanke des Verlusts des kleinen Maßstabs ist eine bekannte Klage der industriellen Periode, nämlich daß wir in vergangenen Zeiten alle glücklich waren, weil wir einander kannten, weil wir von Angesicht zu Angesicht miteinander sprachen, weil jeder von uns seinen Platz in der Lebensordnung hatte. Dies war die Lehre von Thomas Carlyle, der selbst stark von den deutschen Romantikern und Theologen seiner Zeit beeinflusst war. In "Past and Present" stellt er die seelenzerstörende, moderne industrielle und geschäftliche Welt der ruhigen Regelmäßigkeit der mittelalterlichen Ordnung der Abtei St. Edmundsbury gegenüber [40]. Viele Schriftsteller haben seitdem mit Sehnsucht nach dieser Ordnung zurückgeblickt, die im Gegensatz zum "zeitgenössischen Chaos" steht. Laßt uns darüber klar sein, was Schumacher meinte, und daß wir wirklich nicht annehmen können, daß das kleine Maß in jener Welt eine Tugend war. Das Leben war im Mittelalter nicht schön, ausgenommen wenn sich eine reine Seele über üble Gerüche und Verfall, über Brutalität und Leiden erheben und durch geistige Übungen ihre persönliche Erlösung finden konnte. Es war ein Zeitalter, wo die Massen keine Rechte, keine Aussichten, keine Würde hatten. Die Verherrlichung der Vergangenheit an sich ist oft nur bloße Sentimentalität, die auf Unkenntnis der damaligen Lebensverhältnisse beruht.

Andererseits ist die Ablehnung der mittelalterlichen Ordnung nicht eine

Rechtfertigung des anderen Extrems – der modernen Massengesellschaft mit den vermeintlich gleichen Rechten für jeden, wobei die persönlichen Beziehungen durch mechanisierte Kommunikationsmittel ersetzt worden sind. Wenn wir uns weigern, die Gleichheit der Interessen von Herr und Diener zu loben, heißt das nicht, daß wir frohlocken sollten, wenn alle Menschen zu bloßen Ziffern eines Computers reduziert würden. Auch die kleine Größe ist in Proportionen zu sehen. Es geht nicht um absolute Größe, sondern ob es in einer Ansiedlung oder einer Organisation für uns noch möglich ist, einander zu kennen, miteinander zu sprechen, einander zu beeinflussen und so über die Führung unserer Geschäfte zu entscheiden.

Identifizieren wir uns mit dem anderen? Sorgen wir uns um das Wohl des anderen? Wenn ein Unglück unsere Gesellschaft trifft, fühlen wir uns so miteinander verbunden, daß wir miteinander die Lasten tragen? Sind Arbeitskollegen und Mitbürger bloße Statisten oder sind sie Menschen mit Familie, mit Freuden und Sorgen, Vorlieben und Abneigungen?

Wir sprechen nicht von Bevölkerungsziffern oder der Bewertung von Pferdestärken. Wir sprechen über die Form der Organisation oder, was wichtiger ist, der Motivation. Zwei Menschen, die auf eine einsame Insel verschlagen sind, können sich bei dem Bemühen zu überleben zu Tode bekämpfen – oder sie können zusammenarbeiten wie zwei angebundene Esel auf einem bekannten Quäker-Plakat.

Das ist Schumachers Bedeutung für unsere gegenwärtige Lage. Es stimmt nicht, daß ein kleines Land besser geeignet ist, der Zerreißprobe von Stagnation und Niedergang zu widerstehen. Die Kaiserreiche einer fernen Vergangenheit, die fast spurlos untergegangen sind, die amerikanischen Indianerstämme, die verschwanden, – viele von ihnen vor der europäischen Eroberung –, hatten keine hohe Technik, und ihre Organisation war gering. Von den heutigen Nationen sind es nicht notwendigerweise die kleinsten oder jene mit dem geringsten Kapital oder die nur auf Agrarwirtschaft eingestellten, welche die größte Gewißheit haben, künftige Jahrhunderte zu erleben.

Es ist möglich, daß in einer Gesellschaft wie der unsrigen, in Ländern mit fünfzig oder sechzig Millionen, die von hochentwickelter Technik abhängig sind, die notwendige Anpassung an unsere veränderte Situation auch ohne die extremen Veränderungen, die Schumachers Anhänger fordern, vorgenommen werden kann. Andererseits könnte eine zu starke Kehrtwendung unseres Systems von Produktion und Verteilung ebensolche katastrophale Folgen haben wie das blinde Streben nach einem größeren Wohlstand.

Wenn wir gegen die auf Plutonium aufgebaute Atomenergie sind, weil wir ihre schädlichen Wirkungen auf die menschliche Umwelt fürchten, können wir nicht eine Rückkehr zu nichtmotorisiertem Verkehr empfehlen. Wenn wir die riesigen chemischen Anlagen, die Kunststoffe herstellen, nicht mögen, können wir nicht zu einer Rückkehr zur Alleinverwendung von Gegenständen aus Holz, Glas oder Metall raten wie in der Zeit vor den Kunststoffen. Wenn wir keine künstlichen Düngemittel, intensive Methoden der Viehzucht oder im-

portierte Lebensmittel mögen, die mit unseren exportierten Fabrikaten gekauft wurden, dann können wir nicht auf Ersatz durch intensiven Gartenbau hoffen. Der einfachste Grund dafür ist, daß wir durch diese plötzliche Wendung in eine vergangene Zeit eine Massenarbeitslosigkeit schaffen würden. Wir würden Millionen, die erst vor kurzem den Segen persönlicher Bewegungsfreiheit erlangt haben, zu dem begrenzten Horizont ihrer benachteiligten Vorfahren verdammen, und wir würden besonders unter der Stadtbevölkerung den Ernährungsstandard stark reduzieren. Mit anderen Worten: das utopische Endziel, das als Antwort auf unsere jetzige Lage empfohlen wird, kann nur erreicht werden dadurch, daß man Menschen, die nicht um Befreiung von den Lasten der Größe und hoher Technologie gebeten haben, zusätzliche Leiden zufügt. Wir haben in England kleine Gemeinschaften, die hart arbeiten, um sich selbst zu versorgen. Sie haben der großen unpersönlichen Welt den Rücken gekehrt. Sie graben den Boden um, um eigene Erzeugnisse zu ernten, sie erzeugen Elektrizität durch Windmühlen und Sonnenenergie; sie kaufen von kleinen Überschüssen ein paar lebensnotwendige Dinge, die sie auf ihren ökologisch gut geführten Höfen nicht produzieren können. Wir brauchen hier nicht nach der Beständigkeit oder dem Grad der Harmonie, der in ihnen herrscht, zu fragen. Es geht darum, daß diese "alternative Gesellschaft" für die meisten Leute kein erstrebenswerter Ausweg ist, den wir widerwilligen Partnern nicht aufdrängen können. Die alternative Gesellschaft betrachtet die meisten Menschen als eine Rückkehr zu ermüdender körperlicher Arbeit ohne den Lebensgenuß, den ein großer Teil der Bevölkerung erst vor kurzem erlangt hat, – kurz: eine Form von starker Entbehrung. Solche Entwicklungen können wir auch nicht so ansehen, als ob sie zur Harmonie der Gesellschaft beitragen würden. Autarkie einzutauschen gegen eine wechselseitige Abhängigkeit auf örtlicher, nationaler oder internationaler Ebene ist ein zweifelhafter moralischer Fortschritt. Vielleicht bringt uns der Wertmaßstab unserer mittelständischen Gesellschaft zu der Überzeugung, daß es für uns besser ist, Musikinstrumente zu spielen anstatt fernzusehen, daß zu Fuß gehen oder Radfahren besser für uns ist als Autofahren. Aber wir haben keinen Beweis dafür, daß solche drastischen Veränderungen Eintracht fördern und Eifersucht und Verbitterung verringern. Wir lehnen die Massenmedien ab, aber wir hängen in bezug auf Information und Erziehung von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern ab, die nach modernsten Methoden hergestellt werden, um ihren Preis herabzusetzen und sie erreichbarer zu machen als die mittelalterlichen Manuskripte oder die Produkte der ersten Handdruckpressen. Wir verurteilen die Massenkultur, aber bitten um große öffentliche Zuschüsse für die von uns bevorzugten Kunstformen. Mit anderen Worten: die Rückkehr zum einfachen Leben im kleinen Kreis erscheint sehr elitär, wenn man es bis zum logischen Schluß durchdenkt.

Was folgt daraus? Wenn wir annehmen, daß Wachstum nicht unbegrenzt in dem Grade wie im letzten Jahrhundert, – und das scheint klar zu sein –, möglich ist, daß ein langsamer Rückgang bevorsteht, dann muß unsere Ein-

stellung zueinander sich ändern, bevor wir versuchen, Organisationen zu ändern. Solange wir unseren Angriff auf das jetzige System damit beginnen, von anderen zu verlangen, daß sie weniger Kinder haben sollen, weniger nach materiellem Wohlstand streben, weniger Energie verbrauchen und mehr selbsterzeugte Nahrung essen, solange teilen wir nicht die allgemeinen Lasten oder verringern Spannungen.

Der Kern des Problems liegt darin, daß wir eine wirkliche Gleichheit des Verzichts und der sozialen Verbundenheit nötig haben, genau die Verbundenheit zwischen Menschen, die Schumacher zuerst fordert. Wenn wir uns in kleine Zellen absondern, die keine Verbindung mit der übrigen Gesellschaft haben, dann nützen wir dieser Sache nicht. Wenn wir für uns selbst Häuser bauen, die bei enorm hohen Anfangskosten "ökologisch richtig und wärmetechnisch wirksam" sind, so helfen wir den schlechter untergebrachten Einwanderern oder Fremdarbeitern nicht, auch nicht dem Rentner, der an einer altmodischen Wohnung hängt, deren Beheizung verhältnismäßig teuer ist. Wir können die Abschaffung des Autos fordern. Dies geht nicht über Nacht. Und praktisch bedeutet das, ein hohes Maß an persönlicher Beweglichkeit zu reduzieren. Solange wir nicht eine grundlegende Veränderung der Sozialordnung haben, bedeutet das eine Rückkehr zu dem Zustand, wo nur die Reichen und Mächtigen ein privates Beförderungsmittel haben. Es gibt keine Garantie dafür, daß die versprochene, parallel laufende Zunahme des öffentlichen Transports denjenigen Bewegungsmöglichkeiten gibt, die keinen Wagen mehr haben. Sehr wenige jener Arbeiter – etwa zehn Prozent der deutschen Arbeiterschaft –, die im Augenblick die Mittel für persönliche Beweglichkeit herstellen und für die Wartung sorgen, werden in einem öffentlichen Verkehrsnetz wieder verwendet werden können. Deshalb könnte der Preis für das sparsame Umgehen mit Energie und die Verringerung der Verschmutzung der Umwelt für unsere Enkelkinder eine größere Arbeitslosigkeit sein. Das Rezept für die Entmechanisierung unseres Lebens ist, wenn man es analysiert, die Forderung, daß Menschen körperlich härter arbeiten sollen, daß sie etwas aufgeben sollen, was sie mit Mühe erreicht haben, und daß ihr Einkommen an Geld und Realwerten reduziert wird.

Wir können dies auch unter eine allgemeine Perspektive stellen: die Industrie- und Agrarrevolutionen der Vergangenheit bedeuteten Elend für viele Arbeiter, deren Geschicklichkeit bei den althergebrachten Herstellungsmitteln unumgänglich war, wie bei den Webern am Handwebstuhl, den Kohlenbrennern, Landarbeitern, die den Boden pflügten oder das Korn mit primitiven Geräten droschen. Heute reden wir in Tönen von heftiger Empörung über die Selbstsucht der unternehmerischen Neuerer jener Zeit, zögern aber nicht, Entwürfe für eine Gesellschaft vorzulegen, die das Fachwissen der hohen Technologien überflüssig machen wird. Nicht nur ist ein sehr großer Teil der Arbeiterschaft für die Produktion von hochentwickelten Konsumgütern eingestellt, sondern auch eine große und immer wichtiger werdende Industrie stellt Werkzeugmaschinen und andere Investitionsgüter her, die nur deshalb verlangt werden,

weil die Notwendigkeit des fortgesetzten Wachstums von Produktion vorausgesetzt wird. Daher der gleichzeitige Ruf zur Rückkehr zum einfachen Lebensstil und zur Wachstumsinderung bis Null oder sogar zu negativen Werten. Das bedeutet, daß eine große Zahl unserer Mitmenschen zur Arbeitslosigkeit verdammt sein wird. Als Einzelne mögen wir gern unsere Gärten mit dem Spaten umgraben, aber wer hat den Landarbeiter gefragt, ob er zum Pferdeflug oder zum Dreschflegel zurückkehren möchte?

So haben sowohl das unbekümmerte Wachstum, wie die Umstellung auf das Gegenteil, ungünstige Konsequenzen für eine große Zahl unserer Mitbürger. Alle diese Rezepte führen zu Entzweiungen. Die Sozialordnung verlangt aber eine Politik, die uns alle näher zusammenbringt. Das bedeutet, daß die Abwendung vom Wachstum zum Rückgang besprochen und von allen gutgeheißen werden muß, wenn sie in Frieden geschehen soll. Gegenwärtig wissen wir nicht, wie das vor sich gehen soll. In England hat die Regierung das Problem der Zahlungsbilanz "gelöst". Es wurde zum Teil durch den steilen Anstieg von Energie- und Rohmaterialkosten verursacht und dann durch Massenarbeitslosigkeit gelöst, durch radikale Kürzungen bei Wohnungs- und Sozialdienstleistungen, welche die Lebensader der am meisten Benachteiligten waren. Die Einkommenspolitik der letzten Jahre hat den Lebensstandard jener, die die schwächste Kaufkraft hatten, besonders der niederen Beamten im öffentlichen Dienst, stark angegriffen. Einstweilen sind jene, die die größte Macht haben und dank ihrer Ausbildung und dank ihres unabhängigen Berufsstatus ihr eigenes Einkommen festsetzen, den Härten des Niedergangs ausgewichen. Mit anderen Worten: die Verringerung der wirtschaftlichen Leistung vermehrte Ungleichheit und Verbitterung.

Es hat noch keinem genützt, wenn in die hohe Technologie nicht investiert wurde. Von unserer sicheren Warte aus können wir uns vorstellen, daß harte Arbeit mit Picke und Schaufel den Status eines arbeitslosen Jugendlichen hebt; in seinen eigenen Augen ist er degradiert. Er würde lieber eine große Maschine bedienen. Wenn also der Übergang zur Kleinheit größere Ungleichheit zur Folge hat, dann wird nichts erreicht, nicht einmal das Überleben.

So müssen wir also umdenken. Wir müssen bei uns selbst anfangen, bei unserer persönlichen Haltung und unserem Beitrag zum Zusammenhalt der Gesellschaft. Mir scheint nicht, daß die Zeit Rückzug und Abgeschlossenheit verlangt. Nur wenn wir in dieser Welt bleiben und an ihren Schwierigkeiten teilnehmen, ist unser Glaube akzeptabel.

IX. Wir müssen mit uns selbst anfangen

Was wir uns fragen müssen, ist folgendes: wie kann ich meine Solidarität oder, wenn Ihr so wollt, meine Brüderlichkeit mit denen, die gegen ihren Willen die ersten Opfer langsamen Rückganges sind, beweisen? Wenn das, was wir tun, unsichtbar bleibt oder anderen als bizarr und exzentrisch erscheint, so steuern wir zum Zusammenhalt unserer Gesellschaft nichts bei. Wenn wir uns hinter

unsere gesicherten, lebenslangen und pensionsberechtigten Stellungen zurückziehen, dann ziehen wir, wie sehr wir uns auch auf das Nötigste beschränken, eine immer schärfer werdende Trennungslinie zwischen uns und denjenigen, welche der Rückgang am härtesten trifft. Das ist der wesentliche Unterschied im Vergleich zur Wachstumsphase: es gab eine Zeit, da konnten wir unser Gewissen mit der Erkenntnis beruhigen, daß der Lebensstandard der am schlechtesten bezahlten Arbeiter ansteige, daß auch der scheinbar dauernde Arbeitskräftemangel eine Garantie für hohe Löhne, für eine gesicherte Altersversorgung und obendrein noch Verdienstmöglichkeiten für Menschen aus ärmeren Ländern biete. Damit kann man sich jetzt nicht mehr entschuldigen. Wie werden wir also jetzt unsere Privilegien verteidigen? Die Antwort hierauf darf nicht ein vollkommen unrealistischer Akt von Selbstaufopferung sein, so eindrucksvoll er zunächst auch sein mag. Wir lesen hier und da von Menschen, welche mit heroischer Geste ihre Sicherheit, ihr Eigentum, ihre Würde und Gesundheit aufgeben, um sich mit den Armen zu identifizieren. Aber so sehr dieses Verhalten auch das Gewissen des Einzelnen beruhigen mag, – seien wir uns dessen eingedenk, daß fast jede freiwillige Tat, ob es sich nun um Wohltätigkeit oder um mitmenschliche Leistung handelt, mehr für den Geber Ausdruck eines Bedürfnisses ist als für den Empfänger, – so wird dadurch der Abstand zwischen den einzelnen Gliedern der derzeitigen aus Segmenten bestehenden Gesellschaft nicht wesentlich verringert. So etwas kann nicht einmal als nachahmenswert empfohlen werden. Was not tut, ist die Anpassung an einen Lebensstil – und noch wichtiger vielleicht an ein System – sozialer Beziehungen, das nicht vom Wettbewerb abhängig ist. Es handelt sich um eine langsame Änderung des sozialen Klimas.

Als Einzelne haben wir die ästhetischen Vorlieben und Wertsysteme der Gebildeten. So verzichten wir auf die modischen Gebrauchsartikel des Massenkonsums, um uns desto hartnäckiger an das Wahre, Schöne, Gute zu klammern. Was für Folgen hätte es, wenn wir Reisen ins Ausland, teure Bücher und einige der moralisch und kulturell nicht zu beanstandenden Gewohnheiten unseres täglichen Lebens, die uns so wichtig geworden sind, aufgeben und versuchen würden, unseren Verbrauch an natürlichen Rohstoffen zu drosseln? Wir wären dann in derselben Lage wie ein Arbeiter, der seine Stelle verloren hat und sein Farbfernsehen aufgeben muß. Die Opfer, die wir von anderen im Interesse der Ökologie und des Überlebens der Menschheit verlangen, können nicht durch den Verzicht auf die Dinge beschränkt werden, welche wir am leichtesten entbehren können.

Opfer bedeutet eher: unseren Mitmenschen ähnlicher werden dadurch, daß wir ihre Entbehrungen teilen, indem wir Dinge aufgeben, die uns etwas bedeuten; indem wir unsere eigene Sicherheit begrenzen und die dem Wettbewerb und dem Fortschritt ausgelieferten Berufe vermeiden, die wir so oft für uns und unsere Kinder bevorzugt haben.

Wir sind wieder an unserem Ausgangspunkt: freikirchliches (auch protestantisches) Christentum war in einer Zeit des Vorwärtstrebens und des erfolg-

reichen Wettbewerbs geboren worden, als Tüchtigkeit, Enthaltbarkeit und Sparsamkeit Tugenden waren und sich im Einklang mit wachsendem Reichtum, Gesundheit und Stärke befanden. Wird unsere Religion in einer Zeit verhältnismäßiger Armut überleben?

An diesem Punkt erwacht in uns der verborgene Missionsgeist. "Wir müssen die Armen nach unserem Muster erziehen." – "Wir müssen sie lehren, daß Handarbeit vornehm ist, daß einfache Formen und schlichte Farben guten Geschmack verraten." – "Wir müssen das Volk aufklären, daß das Lesen guter Bücher eine bessere Freizeitbeschäftigung ist als die Massenunterhaltung." – "Wir müssen ihnen die Freuden einer Wanderung durch den nahen Wald vor Augen führen, die einer Gesellschaftsreise ans Mittelmeer vorzuziehen sind."

Aber das ist eine anachronistische Einstellung. Sie erweckt die alte Gegenüberstellung von "uns und den anderen" zu neuem Leben, von der wir dachten, sie hätte aufgehört [49]. Wir sind alle Glieder eines Leibes. Es ist nicht unsere Aufgabe, "die anderen" zu lehren, wie man sich mit einer Zeit des Niederganges abfindet. Vielmehr ist es unsere Pflicht als Minderheit, die behauptet, besonderen Durchblick zu besitzen, wie die anderen zu sein. Und wenn wir wie andere sind und deren Freuden und Sorgen, wie auch ihre Hoffnungen und Enttäuschungen verstehen lernen, dann ebnen wir den Weg für diejenigen menschlichen Beziehungen, die mehr als nur die Anwendung gewisser Maßstäbe und Technologien sind.

Unbewußt machen wir auch auf kulturellem Gebiet den Unterschied zwischen "uns und den anderen". Vor zweihundert Jahren konnten höchstens ein oder zwei Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben. Jetzt lesen fast alle, aber der Anteil derer, die an komplizierten Gedankengängen teilnehmen, ist kleiner als früher. In den Tagen der großen religiösen Wiedererweckungen wurde das Wort Gottes wenigstens in der Sprache des Volkes gepredigt. Alle konnten es hören, im Freien und in Kirchen, die für die ganze Bevölkerung groß genug waren. Jetzt ist dieses Wort im falschen Sinne kostbar geworden, ein Vorrecht für wenige. Die Rezepte für das gute Leben, von dem wir gesprochen haben, appellieren nur an Minderheiten; die Mehrzahl würde sie zurückweisen.

Gehen wir ein Stück zurück und fragen wir nach den Gründern unserer Religion. Wir haben schon gesagt, daß Jesus offenbar die soziale Ordnung seiner Zeit ohne viel zu fragen akzeptierte. Aber das hat weder seine Lehre, noch sein Beispiel begrenzt. Die Mythologie seiner Zeit mußte ihn mit einem königlichen Stammbaum ausstatten, aber die Chronik macht ihn zum Sohn eines Zimmermanns und zum Sohn Gottes, der nichts besaß und seine Jünger aus allen Volksschichten wählte. Bildung, Reichtum und Privilegien waren nicht gerade überflüssig, aber nebensächlich. Er war der Meister, aber er betonte bei jeder Gelegenheit die unübertreffbare Qualität des von Gott erschaffenen Menschen. Seine Fähigkeit, in das Leben seiner Mitmenschen einzudringen, seine allumfassende Liebe zu Menschen aus verschiedenen

Gruppen, seine Weigerung, ethnische Grenzen anzuerkennen, unterschied ihn von den alten Propheten und von den Hohepriestern des Judentums. Seine Apostel und Jünger, die bis an die Grenzen der damals bekannten Welt hinauszogen, identifizierten sich auch mit Ausländern, Verfolgten und den Mächtigen der Erde; ihre Einigkeit kam von ihrem Glauben. In den Generationen nach Christus verlor das Christentum diesen Teil seiner Botschaft. Es schuf eine Hierarchie von Päpsten, Bischöfen und großen Fürsten und übernahm die Rolle der Herrschenden. Hiergegen rebellierte Luther. Und die Quäker rebellierten gegen die priesterliche Autorität. Das bedeutendste Merkmal unserer Tradition ist das Gefühl der Verbundenheit mit anderen, die Gemeinschaft, nicht nur der Gläubigen, sondern von Gläubigen und Ungläubigen, die Anerkennung eines gemeinsamen Ursprungs und eines gemeinsamen Schicksals. Aber das sind leere Worte in einer zerteilten Welt. Das Priestertum aller Gläubigen setzt ein vereintes und gesammeltes Volk voraus. Weder die Organisation des jüdischen Glaubens zu Jesu Zeiten, noch die Art, wie wir heutzutage an die Dinge herangehen, können uns solcher Einigkeit näherbringen.

Wie können wir uns mit denen identifizieren, von denen wir durch unsere Art zu leben getrennt sind? Es ist schwer, diese Trennungen zu verstehen, wenn man nicht mit denen unmittelbaren Kontakt hat, die viel ärmer sind als man selbst, und wenn man nicht auch das Gefühl kennt, mit denen zusammenzuarbeiten und zusammen zu sein, denen es viel besser geht. Die "erfolgreichen" Nationen waren, wenigstens bis vor kurzem, darauf eingestellt, daß das Sozialprodukt ständig wächst. Sie planten eine rosige Zukunft, mehr Forschung, bessere Krankenhäuser, bequemeres Reisen, mehr Studienplätze für junge Leute. Neuerdings kann ich hingegen, der ich aus England komme, nur von Einschränkungen berichten, von der allmählichen Abkehr von Vorstellungen über das Wachstum.

Das neue Klima hat bereits auch diejenigen Volkswirtschaften erreicht, die vor ein paar Jahren noch unschlagbar schienen. Es hat sich gezeigt, wie es die Vereinten Nationen nicht besser hätten zeigen können, daß wir wirklich alle zusammengehören. Wenn die reichen Exportländer ihre Kunden verlieren, weil diese an Kaufkraft verloren haben, dann sind auch die bisher blühenden Volkswirtschaften bedroht. Unsere jungen Leute wanderten früher nach Kanada und Australien aus, in Länder mit "unbegrenzten Möglichkeiten", mit Wohlstand, Klassenlosigkeit und viel gesundem Menschenverstand. Aber angesichts des Absinkens der Konjunktur ist die Hohlheit eines Sozialsystems, das auf ständigem Wachstum, sowohl der Bevölkerung als auch der Volkswirtschaft beruht, für alle sichtbar.

Jedesmal wenn ich Deutschland besuche, fühle ich mich mehr und mehr bedrückt durch die zunehmende Schärfe der zwischenmenschlichen Konflikte. Ich kann zwar nicht einfach zu Verallgemeinerungen über das Wiedererwachen von Kräften der Finsternis Zuflucht nehmen. Vielmehr sehe ich das, was geschieht, als Folgeerscheinung neuer Realitäten. Eine weitere Reaktion ist sehr wahrscheinlich — ohne daß wir es beweisen können — die einst so

vielbegehrte fallende Geburtenrate, die sich jetzt als eine Auswirkung von Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit und Sorge um den materiellen Lebensstandard bemerkbar macht und nicht als altruistische Geste zur Linderung der Weltprobleme, für die wir sie einst hielten. Es hat keinen Sinn, darüber zu moralisieren. Das Problem ist den Volksdemokratien, der Bundesrepublik, Großbritannien und Luxemburg gemeinsam und wirkt sich bei den verschiedensten Volksgruppen bereits aus. Wir befürchten eine Zukunft, in der die Familie ihre Bedeutung verloren hat [42], mit der Vorherrschaft von Greisen, die an ihren Stellungen kleben, während eine geringer gewordene Anzahl junger Leute ihre Arbeitsplätze in harter Konkurrenz verteidigt. Hier soll kein Versuch gemacht werden, Ursache und Wirkung zu bestimmen. Wir verstehen nicht genug vom Funktionieren menschlicher Gesellschaften. Aber es ist alles Teil eines Vorgangs, auf den die Welt, die wir einst kannten, "sauer reagiert". Jeder Einzelne klammert sich an sein Allerliebstes, seinen individuellen Lebensstandard, ohne sich viel um seinen Nächsten zu kümmern.

Es ist nur zu leicht zu veranschaulichen, wie im gegenwärtigen Zustand noch die traditionelle protestantische Ethik überwiegt. Einem englischen Besucher wird von Deutschen, Holländern und Skandinaviern in der freundlichsten Weise immer gesagt: "Wenn Ihr nur härter arbeiten würdet, wäret Ihr nicht so arm" oder "Wenn Eure Industrie nur mehr Geld in bessere Maschinen stecken würde, könntet Ihr konkurrieren, und Eure Schwierigkeiten wären vorüber." Der Geist des Fortschritts erlaubt keine andere Auffassung. Vielleicht sollten wir alle weniger hart arbeiten und weniger Stunden pro Woche, so daß niemand die Unwürdigkeit der Arbeitslosigkeit erleiden müßte. (Aber tatsächlich reagieren wir auf die Arbeitslosigkeit, indem wir dafür sorgen, daß die eingewanderten Arbeitskräfte das Recht auf Arbeit verlieren, damit wir den Lebensstandard unserer "eigenen" Bevölkerung aufrecht erhalten können.) Wenn die Gewinne jetzt niedriger werden, ist es vielleicht Zeit, damit aufzuhören, die Produktivität durch immer weitergehende Technisierung zu steigern, während man die Menschen auf den Schrotthaufen wirft. Andererseits ist ohne die Produktion von Investitionsgütern noch mehr Arbeitslosigkeit zu erwarten. Ich kann hier auch keine Ratschläge geben, ich will nur zeigen, wie schwierig es sein wird, eine andere Maßeinheit für unser soziales Wohlergehen in Gesellschaften zu finden, die so starr auf die Idee des Wachstums, des Fortschritts und des Gewinns eingestellt sind und die Erfolg daran messen, ob es dem Einzelnen materiell gut geht. "Sehet die Lilien auf dem Feld, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht." So das Matthäus-Evangelium. Aber welche Chance hätte die Lilie im Urteil der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft oder auf den Rangordnungstabellen der Weltbank? Die Antwort ist nicht, sich in wirklichkeitsblinde Blumenkinder zu verwandeln, sondern unsere Haltung gegenüber denen, die wir unsere Brüder nennen, grundsätzlich zu ändern.

In seinen kürzlich gehaltenen Reith-Vorlesungen [43] macht der englische Soziologe A.H. Halsey die Feststellung, daß von den drei Forderungen der

Revolutionäre des späten 18. Jahrhunderts "Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" nur die letzte in den politischen und wirtschaftlichen Wandlungen der beiden letzten Jahrhunderte wenig Fortschritte gemacht habe. Man kann sich eine soziale Ordnung vorstellen, die auf Gleichheit beruht, bei der trotzdem in materieller Hinsicht immer noch deutliche Ungleichheiten im Lebensstandard vorkommen, — und zwar da, wo es sich mehr um Chancengleichheit als um Einkommensgleichheit handelt. Aber Brüderlichkeit verträgt sich nicht mit der Idee einer nationalen oder internationalen Sozialordnung, in welcher Konkurrenz, Leistungsfähigkeit und Rationalisierung maßgebliche Faktoren sind.

So verschieden im Detail die Konjunkturanalytiker von Westeuropa die Zukunft beurteilen, sie stimmen darin überein, daß die steigende Zahl der Arbeitslosen in den kommenden Jahren nicht gleichmäßig von allen Nationen getragen werden wird, auch nicht gleichmäßig von den verschiedenen Gruppen innerhalb jeder Gesellschaft. Ganze Industrien und Städte, die davon abhängen, werden vielleicht in Vergessenheit geraten. Was sagen wir dazu? Wenn die unreligiösen Revolutionäre Brüderlichkeit verlangten und nicht wußten, wie sie zu erlangen sei, wissen wir vielleicht, was Brüderlichkeit bedeutet? Können wir die traditionelle Haltung rechtfertigen: "Du schwacher, dummer Bruder, kriegst keine Arbeit, weil Du auf dem Weltmarkt nicht konkurrenzfähig bist. Ich hingegen bin stark und intelligent und werde dafür sorgen, daß mein Lebensstandard weiter steigt. Da ich aber zugleich wohlthätig bin, werde ich Dir eine Unterstützung zahlen, damit Du nicht verhungerst." Das mag nach grausamer Travestie klingen, aber es ist die Ethik, die der Gesetzgebung in unserem Land zugrunde liegt, auch dem Vertrag von Rom. Auf der Ebene internationaler Beziehungen fehlt uns die leiseste Vorstellung von einem Verfahren, wie wir die Arbeit umverteilen könnten.

Ob daher das Wachstum durch den Kollaps der ökonomischen Weltordnung zwangsweise reduziert wird oder ob wir uns bewußt von der Ära hoher Technisierung abwenden und vielleicht die Produktionskapazität drosseln (und sicher nicht weiter vergrößern), Massenarbeitslosigkeit ist unvermeidbar. Daß die Opfer nach Entschädigung verlangen, ist zu erwarten. Die Frage ist die: Werden diejenigen, die ihren Lebensstandard aufrecht erhalten können, weil sie voll beschäftigt sind, in einem Beruf, den der freie Markt für nützlich hält, freiwillig ihre Einkommen reduzieren? Werden sie ihre Arbeitszeit verkürzen, sei es die Zahl der Stunden pro Tag oder die Zahl der Tage pro Woche oder durch früheres Ausscheiden aus dem Arbeitsprozeß, um anderen eine Gelegenheit zu geben? So etwas hat es noch nie gegeben. Es stimmt nicht mit der Ethik des freien Wettbewerbs überein. Wir müssen zugeben, daß uns immer ein ungutes Gefühl der Verwunderung beschleicht, wenn wir im 20. Kapitel des Matthäus-Evangeliums lesen, daß Christus das Himmelreich einem Arbeitsmarkt verglich, wo einer, der nur eine Stunde gearbeitet hatte, denselben Lohn empfing als die, die einen vollen Tag im Weinberg gearbeitet hatten. Der Schlüssel zu diesem Rätsel liegt im letzten Satz: "Die Letzten werden die

Ersten sein und die Ersten die Letzten." Ja, es war nur ein Gleichnis, eine Geschichte aus dem alten Palästina und kann für unsere geordnete Volkswirtschaft keine Bedeutung haben, in der Arbeitgeber und Gewerkschaften darin übereinstimmen, daß es so etwas nicht geben kann. Aber dann sind wir wohl auch der Meinung, daß das Himmelreich nur eine Fabel ist und daß wir Sterblichen es als einen inneren Zustand verstehen müssen und unter keinen Umständen annehmen dürfen, daß solche Gleichnisse für uns gedacht sind oder unser Verhalten in der Gegenwart beeinflussen könnten. Unser Unglaube wird nicht dadurch offenbar, daß wir das Gleichnis nicht wörtlich nehmen, sondern dadurch, daß wir nicht einmal den Versuch machen zu untersuchen, ob es für die heutige Zeit eine Bedeutung haben könnte.

X. Wege zur Gemeinsamkeit

Als Jesus auf Erden wanderte, verkündete er seine Botschaft nur durch das gesprochene Wort. Paul schrieb Briefe, die durch Boten bestellt wurden. Der Meister selbst wußte nichts über ferne Lande, und insofern er an die Tradition appellierte, betraf es die Geschichte seines eigenen Volkes und seines eigenen Landes. So konnte er das, was er meinte, nur in Ausdrücken erklären, die von seinen Zuhörern leicht verstanden wurden: sie und er hatten, was wir heutzutage dieselbe Kultur nennen würden. Seine Gleichnisse nehmen Bezug auf tagtägliche Erfahrungen. Zweifelsohne gab es unter seinen des Lesens und Schreibens kundigen Zeitgenossen Leute, die Homer und Vergil zitieren konnten. Aber er brauchte nicht auf Erfahrungen und Ideen anzuspielen, die außerhalb der Welt lagen, in der er lehrte. In dieser Beziehung war er sehr verschieden von den gelehrten Rabbinern, in deren Haarspaltereien auf dem Gebiet der Exegese wir gelegentlich kurze Einblicke erhalten.

Und wie verhält es sich mit den Gründern des Quäkertums? Was lag ihnen an dem angesammelten Gewicht christlicher Theologie, an den Kirchenvätern, den Scholastikern, den Schismatikern der Frühzeit und den Häretikern? Brauchten sie die umfangreiche Literatur des späteren Judentums, des Islams und all die Gelehrsamkeit der Renaissance [44]? Wenn sie wirklich etwas davon kannten, so versuchten sie nicht, ihre Zeitgenossen mit ihrer Bildung zu beeindrucken. Aber wie peinlich berührt wären wir heute, wenn einer von ihnen in unserer Andacht aufstehen und uns eine Botschaft ohne ein Zitat von einem zeitgenössischen Philosophen zum Beweis ihrer oder seiner Weisheit geben würde!

Mir scheint, wir sind zu gebildet und gescheiter, als für uns gut ist. Wir haben den Ursprung des Glaubens, den wir als den unseren bezeichnen, unter der enormen Last von Spekulationen aus zweiter und dritter Hand, die das Gros unserer Bibliotheken ausmachen, aus dem Auge verloren.

Das Resultat liegt auf der Hand. Auf unserer Suche nach Wahrheit sind wir weit vom Weg abgekommen. Wir sind vielfach uneins, obwohl wir ein schwin-

dendes Häuflein sind und von anderen Christen getrennt. Wir haben es uns schwerer gemacht, die innere Stimme zu hören. Und was das Schlimmste ist, viele haben eine Riesenbarrikade zwischen sich und der übrigen Menschheit errichtet. Leiden tun ja die Armen, die Ungebildeten, die, welche frieren und hungern, die, welche zuviel entbehren, um sich mit schönen Tröstungen zufrieden zu geben. Und die, welche einmal geglaubt hatten, für ein erfülltes Leben bestimmt zu sein, können in ihrer Enttäuschung und Bitterkeit nichts mit den immateriellen Werten anfangen, die wir ihnen zum Ersatz anbieten.

Wenn wir also in diesen unruhigen Zeiten einen Weg nach vorwärts finden sollen, so darf das kein schmaler und beschwerlicher Pfad sein, sondern eine breite Straße, auf der wir mit der übrigen Menschheit gemeinsam vorwärtskommen. Wir brauchen nicht irgendwelche Ideale oder Wertbegriffe aufzugeben. Was wir aufgeben müssen, ist der Gedanke, daß wir ein besonderes Volk seien, dazu ausersehen, durch Beispiel, tätige Nächstenliebe und Belehrung der anderen Gutes zu tun.

Für diejenigen unter uns, die damit rechnen, daß schwere Zeiten bevorstehen, — nicht spektakuläre Katastrophen, sondern Jahrzehnte von großer Bitterkeit und Elend, — erscheint der beste Weg nicht ein Sich-Zurückziehen in sein Innerstes, sondern die bewußte Vorbereitung auf eine solche Situation.

Die Ethik unserer Kinderstube galt dem Aufwärtsstreben. Man lehrte uns, immer nach oben zu blicken. Oben war das Licht, die klare Luft. Oben ist Gott und seine Engelschar. Excelsior. Unten ist die Hölle. Die Hölle besteht aus Müßiggang, schlechter Unterhaltung, Schmutz und selbstverständlich — Sünde. Niemand kann am Fuße eines Abhangs Helligkeit erwarten. Der Lohn der Tugend ist ein hinreichendes Auskommen.

Es ist ganz gut möglich, daß eine größere Abhängigkeit voneinander ein größeres Gemeinschaftsgefühl erzeugen könnte. Wir könnten leichter Welt-raumflüge und Überschallgeschwindigkeit aufgeben, als auf kleine tägliche Erleichterungen zu verzichten.

Englische Freunde protestierten, als ein schönes Tal unter Wasser gesetzt werden sollte, um die Vorratskapazität eines natürlichen Sees zu vergrößern, weil einige Leute der Gegend noch nicht einmal ein Badezimmer hatten und weil die einzigen lohnenden Industrien in der Nähe einen hohen Wasserverbrauch haben. Aber die, welche dagegen Einspruch erheben, sehen nur ihre eigene Reinlichkeit, ihr dauerndes Putzen und Waschen und das Begießen ihrer Pflanzen als gut an, während sie die Herstellung von billigen Kunststoffartikeln "schlecht" nennen.

So schmerzlich es sein mag, wir werden uns in Zukunft vielleicht nicht mehr auf ungewisse Gleichnisse verlassen können, in denen von Dingen die Rede ist, die außerhalb unserer Erfahrung liegen, wie Weinberge und Vorräte an Lampenöl, sondern wir müssen unser Leben von der Seite betrachten, die mit den prosaischen Bedürfnissen unseres täglichen Lebens und dem der anderen zu

tun hat. Wenn wir das Licht wieder sehen sollen, so müssen wir zuerst die Schleier und Vorhänge entfernen, die wir zwischen uns und die Lichtquelle gehängt haben, nämlich die ganze Philosophie und Theologie, die Gelehrsamkeit und die komplexen Systeme. Damit ist nicht gesagt, daß Bücher keine Hinweise und Ratschläge geben könnten. Das zu behaupten, wäre eine intellektuelle und geistige Überheblichkeit! Wenn wir aus den Verwicklungen und Verunsicherungen unserer Selbstbetrachtung herauskommen wollen, müssen wir Einsichten gewonnen haben, die klar zu verstehen sind. Sie müssen sowohl für unsere Mitmenschen wie für uns maßgebend sein und sich im täglichen Leben bewähren können.

XI. Ein Glaube für jedwede Zeit

Auf der Suche nach einer Grundlage für unseren Glauben in einer unsicheren Zeit sind wir auf der in Unordnung geratenen Landkarte unserer heutigen Welt weit herumgekommen. Soviele Sackgassen und womöglich noch weitere in Zukunft. Aber wir geben die Suche nicht auf.

Wir halten Ausschau nach einem Glauben, der wie eine Burg ist — Zion selbst. Eine feste Burg ist unser Gott. Aber unsere Geduld ist begrenzt und brüchig. Wir fühlen, wie sich die Dämmerung herniedersenkt, und wir verlangen nach einem sicheren Licht. So werden wir uns nicht mit Irrlichtern zufrieden geben.

Wenn unsere Analyse stimmt, können wir nicht hoffen, die Rettung in radikalen Kundgebungen und Revolutionen zu finden; sei es, sie kommen durch blutigen Terror oder durch die Flucht in primitive Lebensgemeinschaften. Können wir uns an unser Inneres wenden in der Hoffnung, daß das innere Licht uns all das geben wird, was wir brauchen und was die Welt braucht? Unsere Zukunft liegt in einer Welt, in der es wenig Spielraum für Heldentum, große Gesten und neue Philosophien gibt. Die Propheten unserer Zeit sind vielleicht nicht alle falsche Propheten, aber sie gehen an unserem Zustand vorbei. Und wer könnte sich einen Messias vorstellen, der uns durch etwas so Langweiliges, so Schabiges und Entwürdigendes führen würde, wie es der langsame Verfall einer materiellen Welt ist?

Die apokalyptischen Visionen der Futurologen von vor zehn Jahren sind überholt, ob sie nun in der grellen Sprache der Zukunftsromane prophezeiten, daß wir durch einen zu raschen Wechsel in hochgradige Technokratien oder durch Mangel an Energie zugrunde gehen würden. So unmodern es sein mag, so wird das, was wir als Drehbuch für die Zukunft bezeichnen können, wahrscheinlich eine Welt aufzeigen, in der der Lebensstandard der reichsten Leute allmählich auf den Stand zurücksinken wird, den der Durchschnittsbürger noch vor einigen Jahren hatte, und vielleicht sogar noch tiefer.

Es ist möglich, daß während dieser Zeit einige Länder, die früher als arm galten, unserem Lebensstandard näherkommen, nicht wegen unserer Entwicklungshilfe, sondern weil sie die Macht über gewisse knappe Rohstoffe haben,

die wir brauchen. Wir können das schwer akzeptieren. Denn wir hatten eigentlich nicht die Absicht, den Entwicklungsländern zu helfen, um nachher darunter zu leiden. Werden wir dann noch bitterer, noch neidischer und noch nationalistischer sein? Mit Völkern ist es wie mit Individuen. Armut fördert nicht ohne weiteres die Freundschaft, das gegenseitige Vertrauen und das Gefühl gemeinsamer Ziele. Eher erzeugt sie Verschlossenheit, kleinlichen Stolz, Flucht in die Vergangenheit und entsprechende Scheuklappen. Schriftsteller aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, wie Erich Maria Remarque und George Orwell machten deutlich, daß Armut nicht adelt und daß ein Überbleibsel vergangener Tage, ein Flüchtling, ein Relikt des Ancien Regime zu sein, unter Umständen das Schlimmste in einem Menschen zutage fördert.

Wenn wir es daher in den Tagen wachsenden Reichtums leicht fanden, die Hand der Freundschaft auszustrecken, werden wir es in Zukunft schwerer finden. Aber was ist ein Glaube wert, der nur im Zeitalter des Hochkapitalismus funktioniert? Ist das der Sinn des Quäkertums? Oder hat es uns noch etwas zu sagen, wenn der Kapitalismus abgewirtschaftet hat? Die Gesellschaften, die den Kapitalismus verworfen haben, haben nicht die Art von Sozialismus adoptiert, die den Hellsehern Ende des 19. Jahrhunderts und den Quäker-Parlamentariern dieses Jahrhunderts vorschwebte. Haben wir nur zu wählen zwischen dem versagenden Kapitalismus und dem versagenden Sozialismus? Das sollte uns gleichgültig sein. Wir sollten aus dem, was uns beschieden ist, das Beste machen, um durch ein Leben, welches uns zusammenführt, unseren Glauben zu beweisen, — das, was uns mit Nachbarn, Fremden, Landsleuten und Ausländern vereint, statt das Trennende hervorzuheben. Aber da helfen schöne Reden wenig. Es braucht ein neues Zeugnis! Es ist nicht populär zu sagen: "Wenn ihr euch solche Sorgen wegen einer weltweiten Hungersnot macht, warum haltet ihr euch Hunde, die an einem Tag mehr tierisches Eiweiß fressen, als die meisten Familien auf der Erde in einer Woche bekommen? Warum streut ihr teuren Kunstdünger auf die seltenen Pflanzen in euren schönen Gärten, wenn die bäuerliche Bevölkerung in vielen Ländern der Erde das wunderwirkende, neu entwickelte Saatgut nicht anbauen kann, weil ihr Boden zu arm ist, um die jungen Pflanzen zu ernähren? Warum schwelgt ihr in einem Übermaß an Versammlungen, Papieren, Veröffentlichungen, Reisen zu Komitees, wenn ihr euch von einer Energiekrise und der Vernichtung der Wälder der Erde bedroht fühlt? Wir meinen manchmal, daß guter Geschmack, freiwillige Arbeitsleistung, eine gute Stellung als Lehrer oder Sozialarbeiter zu Ausnahmen von der Regel berechtigen. Aber dieses Alibi erfordert eine genaue Nachprüfung. Was würde geschehen, wenn wir unsere Solidarität mit anderen dadurch unter Beweis stellen müßten, daß wir die tatsächlichen Schranken unseres Überlegenheitsgefühls entfernten, das zwischen uns und dem Rest der Menschheit steht?"

Kleinsein macht uns nicht schön, auch nicht eine einfachere Technologie. Vor Gott werden wir dann schön sein, wenn wir die Hindernisse zwischen uns und

den anderen entfernt haben. In dieser ganzen Vorlesung habe ich von Juden und Quäkern, Deutschen und Engländern gesprochen. Ich bin mir sehr bewußt, daß ich mit den großen Traditionen, die hiervon ausgehen, enge Verbindung habe. Wie schön ist es, sagen zu können, ich bin in derselben Stadt wie Richard Ullmann geboren, wir hatten beide jüdische Vorfahren, wir gingen in dasselbe Gymnasium, und später waren wir Mitglieder derselben Quäkerandacht in Birmingham. Die Schwierigkeit, zur Gemeinsamkeit mit den anderen zu finden, liegt nicht in der Tatsache, daß man besondere Ahnen hat oder die stolze Tradition einer Gruppe oder eines Ortes verkörpert oder daß man eine gute Erziehung hatte.

Daß uns die Gnade versagt wird, liegt daran, daß es uns schwer zu fallen scheint, von Privilegien keinen Gebrauch zu machen. Es ist offensichtlich die Pflicht derer, die in der Tradition aufgewachsen sind, jetzt ihre Sonderstellung aufzugeben und bewußt ihrem Glauben gemäß in dieser zwielichtigen Welt zu leben. Ein Glaube, der zunächst in einer Periode mutigen Widerstands gegen Schicksalsschläge entstand, ist schon oft als ungenügend empfunden worden, wenn die Not vorbei war. Sollen wir in Gleichgültigkeit und Absonderung zurückfallen und so mit Sicherheit unsere eigene Bedeutungslosigkeit und schließliche Auflösung heraufbeschwören? Oder sollen wir den Wert unseres Glaubens durch die schmucklose Beständigkeit unseres Zeugnisses der Liebe unter Beweis stellen in einer Zeit, in der die Liebe der kostbarste Rohstoff sein wird?

Bibliographische Hinweise

1. Vgl. Minutes, Meeting for Sufferings, März 1974; Social Responsibility Council, Report to London Yearly Meeting, 1974.
2. H.B. 9640
3. Vgl. J. Bryce, *The Holy Roman Empire*, 4. Aufl., 1890, S. 260-1; so auch E. Bernheim, *Lehrbuch der historischen Methode*, 3. Aufl., 1903: "Es fehlte die Anschauung, daß eine kontinuierliche Veränderung in allen menschlichen Verhältnissen vor sich geht."
4. Vgl. V. Peters, *All Things Common, The Hutterian Way of Life*, 1967
5. Vgl. W.H. Auden, *The Politics of the Gospel*, in J. Lewis et al., *Christianity and the Social Revolution*, 1935, S. 32ff.
6. J.U. Nef, *The Cultural Foundations of an Industrial Civilization*, 1959
7. M. Weber, *Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, 1901; R.H. Tawney, *Religion and the Rise of Capitalism*, 1926
8. R.F. Wearmouth, *Methodism and the Working Class Movements of England 1800-1850*; London 1937. Andere Auslegungen bei T. Tholfsen, *Working Class Radicalism in Mid-Victorian England*, 1976; auch mit Vergleich zum deutschen Pietismus
9. Hugh Lloyd, *The Quaker Lloyds*, 1975
10. W. Sombart, *Die Juden und das Wirtschaftsleben*, 1911
11. Paul H. Emden, *Quakers in Commerce, A Record of Business Achievement*, 1911; Arthur Raistrick, *Quakers in Science and Industry*, 1950

12. Beste Zusammenfassung des wirtschaftlichen Aufstiegs der Quäker: Elizabeth Isichei, **Victorian Quakers**, 1970, Kap. VI.
13. Das wurde schon von Adam Smith erwähnt – **Reichtum der Nationen**, 1776
14. Ursprünglich verfaßt als: **Foundations of a True Social Order, Yearly Meeting, 1918 (The Eight Points)**, 1925 schon sehr abgeschwächt, seither viele Versuche, alle "politische" Bedeutung abzulehnen, z.B. Damaris Parker-Rhodes, **Christianity and the Social Order**, Friends Home Service Committee, 1954
15. Vgl. William Wilberforce, "Practical Christianity" im Gegensatz zu D. Bonhoeffer, "Säkulares Christentum", welches das Opfer des einzelnen betont: "Der Mensch für die Anderen".
16. Vgl. Joseph Hutchinson, Rede des Präsidenten, British Association for the Advancement of Science, 1966, als Beispiel der Ansichten eines berühmten Quäker-Naturwissenschaftlers
17. John Maddox, **The Doomsday Syndrome**, 1972
18. Richard Ullmann, **Tolerance and the Intolerable**, Swarthmore Lecture, 1961
19. Ed. Frank Field, **The Conscript Army, A Study of Britains Unemployed**, 1977
20. J.S. Hoyland, **Digging for a New England**, 1936
21. Vgl. die umfassende Beschreibung dieser Arbeit in J. Ormerod Greenwood, **Quaker Encounters, Bd. I – Friends and Relief**, 1975 (Caritative Unternehmen besonders in Kriegszeiten) und Bd. II – **Vines on the Mountains**, 1977, für die Missionstätigkeit
22. Das soll nicht heißen, daß wohlhabende Freunde ihre Pflichten nur durch Geldgaben erfüllten: Vgl. Greenwood, a.a.O., für den Beweis, daß selbst Mitglieder der "großen" Familien, wenn auch nur für einige Jahre und manchmal ohne auf ihren Lebensstil verzichten zu müssen, im Missionsfeld tätig waren, (Bd. II, Teil II)
23. Man erinnert an das Leben und den Tod Corder Catchpools: William R. Hughes, **Indomitable Friend**, 1956
24. William H. Thorpe, **Quakers and Humanists**, Swarthmore Lecture, 1968
25. Dies soll nicht im finanziellen Sinn ausgelegt sein. Wenn man bedenkt, daß noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts jegliche Universitätsstelle denen, die nicht der Staatskirche angehörten, verboten war, ist es bemerkenswert, daß von den fünf- unddreißig Swarthmore Lectures seit 1941 fünfzehn von damaligen oder späteren Inhabern von Lehrstühlen gehalten wurden.
26. Der Gedanke beruht auf dem von Michael Young beschriebenen Schema einer Sozialstruktur: **The Rise of the Meritocracy**, 1958
27. **Public Resources and Private Lives**, Herausgeg. v. J. Platts und D. Eversley, Social Responsibility Council, 1976
28. **The Myth of God Incarnate**, Herausgeg. v. John Hicks, 1977, war Anregung einer wichtigen Debatte um die Natur Jesu, wie sie ja schon oft in der theologischen Geschichte seit D.F. Strauss auftauchte. Obwohl diese Diskussion den Quäkern sehr nahe liegen sollte, geht sie, ungleich der nicht-christlichen Literatur, an den Freunden vorbei.
29. Die Neuauslegung der Gedanken der Gründer der Religiösen Gesellschaft scheint wellenmäßig vor sich zu gehen. Dazu: Vorwort von L. Hugh Doncaster zur 2. Aufl. von: William C. Braithwaite, **The Beginnings of Quakerism**, 1955 (in bezug auf das Werk von Rufus M. Jones und Henry J. Cadbury). Jetzt in einer besser verständlichen Weise von Lewis Benson angeregt: "George Fox's Message is relevant for to-day", in **Friends Quarterly**, Vol. 18, No. 8, Okt. 1974, sowie "What did George Fox teach about Christ?" **New Foundation**, No. 1, 1976
30. Herbert Marcuse, **Eros and Civilization**, 1956, Kap. 11, Eros and Thanatos, oft als Grundlage der "neuen Moralität" angesehen, als solche auch die wichtigste Neuausdeutung von Freud seitens der Frankfurter Schule.
31. Isaac Deutscher, **The Prophet Unarmed**, 1959. Die Theorie der "Dauerrevolution" wurde in den folgenden Jahren unter den jüngeren Sozialisten wieder Mode.
32. **A Dictionary of Modern Thought**. Herausgeg. von A. Bullock und A. Stallybrass, 1977
33. Martin Buber: **Ich und Du** erschien 1923. (Englische Übersetzung 1937). Obwohl seine Philosophie den Quäkern viel näher steht als die jetzt so modischen asiatischen Schriftsteller, ist sein Werk nicht weit bekannt. Daß er eine Brücke zwischen Judentum und Christentum, zwischen der Sozialethik und der Mystik darstellt und wohl auch eines der besten Argumente dafür geliefert hat, daß weder Jude noch Christ sich aktiv für eine kommunistische Weltordnung einsetzen kann, und daß seine politische Haltung im jungen Staat Israel die versöhnende war, hat ihm nicht zur Anerkennung der englischen Freunde geholfen. Es fehlt ihm offenbar doch das Prophetische, das man sucht und das so viele bei Schriftstellern finden, deren Ideen und Handeln uns eigentlich nicht so nahe liegen sollte. Vgl. J.E. Schroeder, **Dialogue with the Other: Martin Buber and the Quaker Experience**, 1973
34. Vgl. 29, oben. Benson beweist, daß das "Innere Licht" eine Erfindung von Penn, Penington, Barclay und derartigen Apologetikern ist und daß Fox selbst nur an Jesus Christus als Licht gedacht hat: also kein "direktes" Licht von Gott in uns, sondern daß "die Stimme des Lichtes" die Botschaft Christi ist. Der Unterschied mag nicht bedeutend erscheinen, hat aber in dem Zusammenhang, in dem jetzt diese Diskussion erwähnt wird, eine besondere Stellung: die heutigen Freunde behaupten oft, daß sie "das innere Licht" aus allen möglichen Schriften bekämen; Fox hat ausgesagt, daß es nur durch Jesus Christus ausgestrahlt werden kann und daß also Verständnis des Evangeliums unentbehrlich ist, und wohl auch andere Quellen ausschließt.
35. Ein 1978 veröffentlichtes Verzeichnis von jetzt in England bestehenden Vereinen usw., die irgendwie eine "Alternative Society" befürworten oder sogar aktiv damit experimentieren, weist über zweihundert solche Gruppen auf, und die Namen zeigen, daß die Freunde in einem hohen Prozentsatz solcher Gruppen an führender Stelle sind.
36. Viele Schriften beweisen, daß englische Freunde zumindest eine religiöse Bedeutung in der Auseinandersetzung mit der Technologie finden. Vgl. **The Resources of Technological Man**. Vier Vorlesungen von Prof. Peter Ross, University of Cambridge, Dept. of Engineering, 1974, und ähnliche Bekenntnisse zu Schumacher (s. unten).
37. Man fängt am besten an mit: **Small is Beautiful – A Study of Economics as if People Mattered**, 1973. Seitdem in verschiedenen Ausgaben und eine sehr umfangreiche Literatur, z.B. der Intermediate Technology Development Group. Es ist auch hier wieder bemerkenswert, daß sich die englischen, wie auch die amerikanischen Freunde viel mehr für die Volkswirtschaftslehre des Katholiken Schumacher und seiner meist nicht-christlichen Anhänger interessieren, als für die eigentlich viel näherliegende Philosophie des Quäkers Kenneth Boulding und des Quäker-nahen James Meade, deren Nationalökonomie für die praktische Leitung der heutigen Wirtschaft unmittelbar von Bedeutung sind. Vgl. K. Boulding, **The Economy of Love and Fear**, 1972, und J.E. Meade, **The Just Economy**, 1976. Der Unterschied ist, daß Schumachers Lehre keine akuten Eingriffe in die jetzige Wirtschaftspolitik verlangt, Boulding und Meade aber sich mit unserer augenblicklichen Lage befassen.
38. E.F. Schumacher, **A Guide for the Perplexed**, 1977
39. **Small is beautiful**, u.a.a.O., Kap. 4: "Buddhist Economics". Damit gehört auch Schumacher zu denen, die ihre Inspiration aus östlichen Religionen nehmen. Dagegen fängt der viel bedeutendere Boulding mit Matthäus 13,12 an.
40. Thomas Carlyle, **Past and Present**, 1843. Zu seinem Einfluß auf deutsches Denken, vgl. G. v. Schulze-Gaevernitz, **Carlyle**, 1897. Für seine Bedeutung für die heutigen Freunde: Frederick Nicholson, **Carlyle for To-day**, **Friends Quarterly**,

Vol. 19, No. 2, April 1975 — aber da nicht als Fürsprecher der "alten Ordnung" gelobt, sondern als heroischer Prophet der Reform.

41. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, diese Dichotomie mit der Anschauung Bubers zu vergleichen, aber die Ableitung muß klar sein.
42. Eine große soziologische Literatur beschäftigt sich mit dem "Tod der Familie", der als wünschenswert von Sir Edmund Leach, Provost des Kings College, Cambridge, in seinen **Reith Lectures**, 1967, gefordert wird.
43. A. Halsey, **Change in British Society**, Reith Lectures, 1978. Dazu Kommentar von D. Eversley, **The Friend**, März/April 1978 "Fraternity and the Social Order".
44. Das trifft natürlich nicht auf das Schrifttum der Apologetiker zu, vor allen Dingen nicht auf Robert Barclay, aber auch nicht auf Hogwill und zahllose Streitschriften, wo Zitat mit Zitat erwidert wird. Aber in ihren Ansprachen, in der Andacht, in ihren erbaulichen Schriften zitieren Fox und seine Nachfolger kaum einmal etwas Nachbiblisches.

Der Verfasser dankt den Übersetzern.